

Gerhard Seh'



1334 bis 1984

650
Jahre
Dassen

Gerhard Schöttke

650 Jahre
Dassendorf
1334 bis 1984

Copyright © : Gemeinde Dassendorf

Herausgeber: Gemeinde Dassendorf

Druck :

Schwarzenbeker Buchdruckerei Karlheinz Bude GmbH

Illustrationen : Paul Schaeffer, Hamburg

Zugegeben — als ich mich mit dem Gedanken vertraut machte, über die 650jährige Geschichte Dassendorfs zu schreiben, kannte ich den Ort recht eigentlich nur von der „Durchreise“ über die Bundesstraße. Ich konnte mich also völlig vorurteilslos an die Arbeit begeben. Eine Arbeit, die für mich zu einem wunderschönen Erlebnis werden sollte. Als nämlich Dassendorf begann, mir beim Studium alter Akten seine Geschichte zu erzählen, wurden mir Dorf und Siedlung von Tag zu Tag vertrauter, wir lernten uns kennen, schlossen sogar heimlich Freundschaft miteinander. Heute stehen wir jedenfalls auf Du und Du. Und wenn dieses kleine Büchlein beim Leser Ähnliches bewirkt, vielleicht sogar zum Weiterforschen anstiftet, hat es seinen Zweck erfüllt. Ich danke allen, die mir mit ihren Informationen bei meiner Arbeit geholfen haben und wünsche viel Freude beim Lesen,

Gerhard Schöttke
Juni 1984

Aus grauer Vorzeit	5
... und ein paar Jährchen älter.....	18
Harte Arbeit — karger Lohn	29
Geteilt — und trotzdem eins.....	37
Vom Leben auf dem Lande	51
Rund um den Kirchturm	65
Dit un Dat ut Dassendörp	85



Das Riesenbett am Rande des Sachsenwaldes

Aus grauer Vorzeit

Wir schreiben das Jahr 13.340 vor Christi Geburt. Weit hinten am Horizont blitzt eine langsam vor sich hinschmelzende Gletscherzunge in der Sonne. Sie lacht von einem lupenreinen, abgasfreien Himmel herunter. Die Hitze flimmert über dem mit arktischen Pflanzen spärlich bewachsenen Boden, der in den Sommermonaten nur oberflächlich auftaut. Kein Baum würde hier Wurzeln schlagen können, — ebensowenig wie der

Mensch, der bis in diese Breiten nur im Schutz einer hochstehenden Sonne vordringen kann.

Der Senior seiner Sippe, keine 30 Jahre alt, doch schon ein Methusalem, hockt vor seinem Zelt aus Rentierfellen und stochert in der noch glühenden Asche seiner Feuerstelle, auf der er sich kurz zuvor das zarte Renfilet zubereitet hatte. Der Not gehorchend auf die feine englische Art: außen groß und innen noch blutig.

Der alte Mann überlegt gerade, wie weit südlich er wohl ziehen muß, um den nächsten Winter einigermaßen menschenwürdig überstehen zu können, als er plötzlich von einem grimmig dreinschauenden jungen Burschen aus seinen Gedanken gerissen wird. Wortlos hält er dem Alten eine ehemals herzförmige Pfeilspitze aus Feuerstein entgegen. Sie hätte sich eigentlich zwischen die Rippen eines friedlich weidenden Rentiers bohren sollen, das Vieh hatte sich jedoch unversehens bewegt und das kostbare, aus Flint gefertigte Jagdgerät prallte gegen einen Findling. Durch die ungewollte Bekanntschaft mit dem wesentlich weniger spröden Gestein verlor es natürlich die mit soviel Mühe herausgearbeitete Spitze.

Der Chef der Sippe nimmt das unbrauchbar gewordene Geschoß, schüttelt den Kopf und reicht es dem jungen Mann zurück, der es mit aller Kraft und einer gehörigen Portion Wut im Bauch fortschleudert. Der homo dassidorum, wie wir den Senior der Sippe einmal nennen wollen, reagiert gelassen. Er deutet zum Nachbarzelt, wo ein handwerkliches Nachwuchstalents mit einem Feuerstein-Zinken und flinken Fingern ein Rentiergeweih bearbeitet. Gegen ein paar saftige Steaks würde er sicherlich eine seiner kunstvoll und in Serie gefertigten Pfeilspitzen hergeben. Mürrisch zieht der vom Pech verfolgte Jäger ab.

Der Alte aber blinzelt wieder in die Sonne und freut sich über die unbekümmerte Fröhlichkeit, mit der ein paar junge

Frauen die Jagdbeute ihrer Männer in bratfertige Stücke zerlegen. Der vorverdaute Mageninhalt des Tieres liegt etwas abseits—ein köstliches, vitaminreiches Gemüse. Das Gehirn des Tieres wird zum Gerben seines Felles benutzt. Ohne Ren läuft eben nichts...

Ein paar ältere Herrschaften, zur Jagd nicht mehr tauglich, haben allerlei trocknes Zeugs, Moose, Flechten und die Hinterlassenschaften der Rentiere gesammelt, und laden den Brennstoff an den verschiedenen Feuerstellen ab. Jeder hat eben seine Aufgabe, jeder so, wie er kann.

Und auch um den Fortbestand seiner Sippe braucht sich der Alte wohl keine Sorgen zu machen — buhlt da doch gerade hinter seinem Rücken ein halbwüchsiger Knabe um die Gunst einer Schönen, die auf dem riesigen Findling thront, der später einmal das Prunkstück eines Hünengrabes werden soll.

Genauso könnte es eigentlich gewesen sein, und zwar genau dort, wo heute Dassendorf liegt, einen Steinwurf von der Stelle entfernt, wo der am 1. Oktober 1903 moderner Zeitrechnung nach Kröpelshagen versetzte Dassendorfer Lehrer Emil Duborg auf einem Acker diese abgebrochene, herzförmige Pfeilspitze des wütenden jungen Burschen gefunden hat, die jetzt im Museum von Ratzeburg zu bewundern ist — genau dort, wo die Süsterbek damals noch wartete, daß sich ihr Quell-Eis in Quellwasser verwandeln sollte.

Der Steinzeitforscher, ob nun Amateur oder Profi, möge mir auf jeden Fall verzeihen, wenn ich den Zeitpunkt der eben geschilderten Steinzeitidylle etwas leichtfertig im Jahre 13340 vor Christi Geburt angesiedelt habe. Es macht sich so gut, weil Dassendorf doch im Jahre 1334 nach Christi Geburt zum ersten Male urkundlich erwähnt worden ist. Und abwegig ist die so genaue Datierung

schließlich nur, weil man die Zeiten unseres homo dassidorum eben nicht in Jahrzehnte, sondern in Jahrtausende einteilt — und selbst das noch über den Daumen.

Nur soviel scheint dem Stand der heutigen Forschung nach sicher zu sein: Vor ungefähr 15.000 Jahren zogen sich die Eismassen der Gletscher, die sich immerhin bis auf die Linie Kuddewörde — Basthorst — Breitenfelde vorgewagt hatten, ganz allmählich in Richtung Norden zurück. Eine Art Tundra machte sich bei uns breit und lockte das in seiner Art bescheidene Rentier an, das seinerseits wiederum den Menschen im Gefolge hatte.

Um 12.000 vor Christi war's im heutigen Dassendorf bereits so warm, war der Boden bereits soweit aufgetaut, daß auch Birke und Kiefer gedeihen konnten. Die Rentierjäger, Nachfahren des homo dassidorum, zogen mit den Tieren nordwärts. Andere Siedler, vermutlich aus dem Südwesten, stießen in unser Gebiet vor. Auch sie benutzten Stein Werkzeuge, verfügten neben dem Wohnzelt jedoch bereits über ein zweites für die Vorräte. Da sich die Feuerstellen nicht mehr „draußen vor der Tür“, sondern im Innern der Zelte befanden, schließt die Forschung messerscharf, daß diese Menschen der jüngeren Steinzeit bei uns auch überwintert haben. Wohnplätze dieser Kulturstufe wurden unter anderem bei Aumühle ausgegraben. Als vor etwa 9.000 Jahren ein neuer Kälteeinbruch die Bewohner vertrieb, sollen noch einmal Rentierjäger in unsere Region eingewandert sein.

Im Laufe der Mittleren Steinzeit von ungefähr 8.000 bis 4.000 vor Christi schmolz das Eis dann jedoch endgültig. Nach dem Motto „hier bin ich, und hier bleibe ich“ bauten sich die Menschen jetzt feste Hütten aus Lehm. Sie lebten von Früchten, von der Jagd und vom Fischfang und freu-

ten sich über einen ansehnlichen Mischwald, in dem nur die Buche fehlte, die erst um 2.000 vor Christi bei uns heimisch wurde.

In der Jungsteinzeit von 4.000 bis gegen 1.800 vor Christi versuchte sich der Mensch auch schon mit Ackerbau und Viehzucht über Wasser zu halten. Die Kunst des Töpferns verbreitete sich. Und was geschieht, beinahe zwangsläufig, wenn der eine besonders gut töpfer, der andere viel zu viel Getreide anbaut und der dritte mehr Fische fängt, als er verzehren kann? Es schlägt die Stunde des ehrbaren Kaufmanns, der seine Fäden eben auch nach außerhalb knüpft, zu anderen Sippen und schließlich, zunächst mittelbar, auch zu anderen Volksstämmen. Der Handel brachte jedenfalls auch die Kunde von fremden Sitten und Gebräuchen zu uns nach „hier oben“.

So wurde von der spanischen Mittelmeerküste, aus Frankreich und Holland der Brauch übernommen, die Toten einer Sippe in Großsteingräbern zu bestatten. Sie wurden auch Hünengräber genannt, weil man sich lange Zeit nur vorstellen konnte, daß Riesen die gewaltigen Decksteine auf ihre Sockel gehoben haben. Aber die Pyramiden wurden schließlich auch mit primitiven Mitteln errichtet...

Die Gräber bestanden aus einer oder mehreren Steinkammern, die von einem Kranz aus Findlingen umgeben und mit Erde bedeckt wurden. Im Kreis Herzogtum Lauenburg haben nur die beiden Riesenbetten aus Dassendorf die Jahrtausende bis in unsere Gegenwart überdauert. Viertausend, ja vielleicht sogar sechstausend Jahre Geschichte liegen da als imposante Zeugen ihrer Epoche vor uns und beflügeln die Phantasie. Auch die in diesen Gräbern bestatteten Menschen wurden nicht von allein satt, sie haben gearbeitet und sicherlich auch Feste gefeiert, sie

haben Familien gegründet, ihr Können und Wissen an ihre Kinder weitergegeben und ihre Toten geehrt.

Wie wir!

Nur mit einem kleinen Unterschied. Unsere Gräber werden oft schon nach einem Vierteljahrhundert wieder eingeebnet, die Steine verschwinden irgendwo auf einer Halde. Die Gräber der Steinzeitmenschen dagegen waren für die Ewigkeit bestimmt. Eine Ewigkeit allerdings, die für die meisten von ihnen vor einigen Jahrzehnten zu Ende gehen sollte.

Unseren Altvordern blieb es nämlich vorbehalten, den Nutzwert der Findlinge für Gleiskörper- und Straßenbau zu entdecken. Wir wollen froh sein, daß wir in Dassendorf wenigstens noch einen der gewaltigen Decksteine auf seinem angestammten Platz haben. Auch er trägt nämlich schon die Narben der versuchten Zerstörung, eingegraben von Fäustel und Meißel.

Um 1875 herum soll's der Überlieferung nach gewesen sein, als der Dassendorfer Steinhauer Peter Klüver von den Bauern den Auftrag erhielt, im Wald herumliegende Findlinge zu zerschlagen, um mit dem Schotter ausgefahrene Feldwege auszubessern. Er war bereits zwei Tage mit dem zweiten großen Deckstein des Riesenbetts beschäftigt, hatte die Keillöcher zum Sprengen bereits der Reihe nach eingeschlagen, als gegen Mittag im wilden Galopp der Knecht des Schwarzenbeker Amtmanns auf seinem Fuchs den Mühlenweg heruntergejagt kam.

Der hat's aber eilig, dachte Klüver bei sich und schüttelte den Kopf. Das Tier war mit weißem Schaum bedeckt.

Wie erstaunt aber war Klüver erst, als der reitende Bote bei ihm Halt machte, mahnend den Finger hob und mehr keuchte als sagte: „Klüver, Klüver, lot den Steen in Freedden, dat is'n Graff. De Herr Amtmann ist fix bös, dat du dorbiegohn büst!“ Dann winkte er noch mit einem Brief an



Der Marr'sehe Hof an der B 207 in Dassendorf, früher die Bauernvogtstelle und Pferdewechselstation der Post um 1905

den Bauernvogt, in dem die sofortige Einstellung von Klüvers Arbeit befohlen wurde, und verschwand wieder.

Mehr als 20 Jahre später, Klüver war bereits ein betagter Mann, die Schlagspuren auf dem Deckstein hatten sich durch Wind und Wetter ihrer Umgebung lange angepaßt,

hielt sich Peter Klüver bei den Riesenbetten auf, als ganz in seiner Nähe ein kräftiges „gaudeamus igitur“ angestimmt wurde. Auf einem Abstecher von ihrer Bismarck-Wallfahrt näherten sich ein Professor und seine in vollen Wicks geworfenen Studenten.

Beinahe ehrfürchtig verharrte die Gruppe gleich darauf vor dem Hünengrab, und Peter Klüver sah und hörte, wie der angesichts der prähistorischen Stätte in Verzückung geratene Gelehrte seinen Kneifer von der Nase nahm, um vor den Studikern aus dem Deckstein einen altgermanischen Opferstein, und aus den von Peter Klüver gemeißelten Kerben Blutrinnen für den Lebenssaft der Opfertiere zu machen.

Zuerst högte sich Peter ja einen, dann aber kamen ihm wohl doch arge Bedenken. „Ik kann doch nich toloten, dat den Herrn Studenten wat verkehrtet verteilt ward — dat sünd doch mien Rönnen“, dachte er in den folgenden Tagen immer wieder und nahm sich vor, alles dem Studenten Gustav Haack zu erzählen, sowie er in den Semesterferien nach Hause kommen würde. Der spätere Professor Haack versprach dem besorgten Peter dann auch, dafür zu sorgen, daß der akademische Nachwuchs künftig kein Blut mehr sieht, wo kein Blut geflossen ist.

Sicherlich hat der Professor sein Wort gehalten — er konnte jedoch nicht verhindern, daß die Rinnen nicht eben selten auch heute noch leicht verklärten Blicks in Zusammenhang mit heidnischen Opfer-Riten gebracht werden. Den Stein umgibt bei dieser Vorstellung wohl doch ein noch wesentlich stärkerer mystischer Glanz. Diese Erkenntnis habe ich jedenfalls gewonnen, als ich mit einer kleinen Umfrage klären wollte, was die Dassendorfer denn wohl empfinden mögen, spricht man sie auf die Riesenbetten an.

Zu erzählen wußten alle etwas.

Eine Dame von jetzt 60 Jahren erinnerte sich noch gern daran, wie sie als junges Mädchen mit ihrem Freund unter dem Großen Deckstein Schutz vor einem Regenschauer gefunden hatte. „Es war ungemein gemütlich da unter dem Stein⁶⁴, meinte sie mit einem fröhlichen Funkeln in den Augen. Beinahe bedauernd fügte sie dann hinzu, daß man heute kaum noch ein Blatt Papier zwischen Stein und Erdreich schieben kann.

Mir erging es bei der Umfrage eigentlich wie dem fremden Wanderer, der nach dem Wahrzeichen der Stadt fragt, auch Antwort bekommt, dann aber auf tausend andere Sehenswürdigkeiten hingewiesen wird. Motto für Dassendorf : Riesenbetten — schön und gut. Die sind zum Anfassen, an Ort und Stelle. Wir haben jedoch noch weit mehr Zeugen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit, die allerdings über die Museen von Schleswig, Ratzeburg, Hamburg und Bergedorf bis hin nach Berlin verteilt wurden oder aber sich in Privatbesitz befinden. In der großformatigen „Vorgeschichte des Kreises Herzogtum Lauenburg⁴⁴ von Karl Kersten werden allein auf neun Seiten in kleiner Schrift Dassendorfer Funde aus der Steinzeit wie Feuersteinbeile, Pfeilspitzen, Bohrer, Klingen und Schaber, Beile, Bohrer und Klingen aus Felsgestein, sowie Grabhügel der jüngeren Steinzeit der Bronze- und Eisenzeit mit Urnen, Tongefäßen, Bronze- und Eisennadeln und andrem Gerät aufgezählt und beschrieben. Berücksichtigt man, daß diese Funde zum größten Teil auf Äckern und Siedlungsgrund gemacht worden sind, ist leicht vorstellbar, welche immensen Schätze noch unter dem Waldboden ruhen mögen, zugedeckt und geschützt vom dichten Wurzelwerk der Bäume.

Und das ist gut so!

Je später vorgeschichtliche Gräber und Siedlungsplätze gefunden werden, umso fortgeschrittener sind die wissen-

schaftlichen Verfahren, alles Wissenswerte aus diesen Überresten einer längst vergangenen Kulturstufe herauszulesen. Die Forschung geht heute bereits soweit, schon entdeckte Gräber nicht anzurühren, um sie erst in einigen Jahren mit den dann noch präziseren Methoden zu analysieren. Dabei interessiert nicht nur eine möglichst genaue Altersangabe der Funde — wo Gräber sind, haben auch Menschen gelebt, aus Grabbeigaben aber läßt sich wiederum genau schließen, wie diese Menschen gelebt haben.

So lassen die Funde aus Gräbern der Bronzezeit (etwa 1.800 bis 800 v. Chr.) den Schluß zu, daß es bei uns schon in den beiden Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung erhebliche soziale Unterschiede gegeben hat. Wer's langsamer angehen ließ, statt zu ackern lieber in der Sonne lag, wem die Ratten die Ernte wegfraßen oder wer durch Krankheit nicht arbeiten konnte, der war zwangsläufig auch nicht in der Lage, den anfangs noch wandernden Bronzegießern für die angebotenen Gerätschaften aus Metall etwas bieten zu können. Der mußte sich auch weiterhin mit Steingeräten abplagen und kam schon dadurch noch weiter ins Hintertreffen. Der konnte auch seinen Toten keinen Bronzeschmuck mit auf die letzte Reise geben. Er mußte zähneknirschend oder als Fatalist auch gelassen hinnehmen, wie das Ansehen seines Nachbarn mit jeder Bronzenadel, die er seiner Frau ansteckte, wuchs und wuchs, wie Macht und Einfluß mit jedem Bronzeschwert zunahmen.

Mit Beginn der Eisenzeit, die bis in die Zeit von Christi Geburt gerechnet wird, nimmt die Bevölkerungsdichte in unserer Gegend erheblich ab. Erst um 500 vor Christi werden entstandene Lücken durch einwandernde Sweben wieder gefüllt

Auch ohne entsprechende Funde vermutet die Forschung, daß die Menschen einer Sippe in Langhäusern mit

Nebengebäuden und in Dorfgemeinschaften gelebt haben. Sie besaßen einen Gemeinschaftsbrunnen und schützten sich durch Wälle und Zäune vor unliebsamem Besuch.

Am Ende der Eisenzeit war der Boden bei uns so ausgebeutet, daß er die wachsende Zahl von Menschen nicht mehr ernähren konnte. Eine damit einhergehende deutlich spürbare Verschlechterung des Klimas gab dann letztlich den Ausschlag dafür, daß die Bevölkerung nach und nach auswanderte. Ganze Völkerstämme gerieten in Bewegung.

Ab 500 nach Christi ist der heutige Kreis Lauenburg so gut wie menschenleer. Der Wald kann sich ungehindert ausbreiten. Er überwuchert die verlassenen Siedlungen und bildet von der Elbe bis zur Ostsee schon bald einen undurchdringlichen Grenzwall zwischen den Sachsen im Westen und den Slaven im Osten.

Wer hier siedeln wollte, der mußte zunächst einmal unzählige Bäume fällen und Stubben roden — so wie die ersten Dassendorfer, bevor sie im Jahre 1334, vor genau 650 Jahren, zum ersten Male urkundlich erwähnt werden.

Spätestens im Verlauf des 8. Jahrhunderts sind die Slaven, von Osten kommend, nach Lauenburg vorgedrungen. Als unter Kaiser Karl dem Großen im Jahre 809 die Grenze zwischen den Sachsen und den wendischen Slaven festgelegt wurde, hatten die Slaven nur den nördlichen Teil des Landes, nämlich die Region Ratzeburg, besetzt.

Die Grenze zwischen den beiden Volksstämmen bildete der Limes Saxoniae. Er verläuft von der Elbe, die Delvenau aufwärts durch das heute vom Elbe-Trave-Kanal durchzogene Tal.

Das südliche Lauenburg, die sogenannte Sadelbande, gehörte zum sächsischen Siedlungsgebiet.

Schon 820 stießen die Slaven jedoch auch in die Sadelbande vor und besetzten und besiedelten sie zum größten

Teil. Damals aber dachte ja noch niemand an Dassen-dorf. ..

Die Sachsen konnten sich an einem schmalen Streifen an der Elbe gegen die Slaven behaupten.

Die eigentliche deutsche Kolonisation in Lauenburg begann um die Mitte des 12. Jahrhunderts.

Im Jahre 1143 gründete Heinrich der Löwe die Graf-schaft Ratzeburg. Die Sadelbande gliederte er nicht mit ein. Er behielt sie zunächst für sich selbst. Erst 1203 wurde die Sadelbande mit Ratzeburg vereint. Beide Länder sind bis heute zusammengeblieben. 1226/27 standen sie unter dänischer Oberhoheit, danach wurden die Herzöge aus dem Hause der Askanier Landesherren. Sie regierten bis 1689.

Um die Nachfolge der Askanier entstand ein ziemliches Gerangel unter den Geschlechtern, bis das Land förmlich und rechtlich bindend im Jahre 1716 den in Hannover residierenden Welfen zum Lehen gegeben wurde.

Unter den weifischen Herzögen nahm Lauenburg im 18. Jahrhundert eine ruhige, stetige Entwicklung.

Die Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts brachten einige Unruhe ins Land. Lauenburg war strategisch gesehen, für die Generale also, nicht uninteressant. Was Wunder also, wenn wir zwischen 1801 und 1806 Dänen, Preußen, Franzosen, Russen und Schweden bei uns antreffen konnten. Nachdem Preußen gegen Napoleon den Kürzeren gezogen hatte, wurde 1806 für einen Bruder Napoleons ein Königreich Westfalen gegründet, zu dem auch Lauenburg gehören sollte.

Es behielt jedoch weitgehend seine eigene Verwaltung. 1810 wurde Lauenburg ein Teil des sogenannten französischen Elb-Departements.

Nach den Befreiungskriegen kehrte Lauenburg für kurze Zeit nach Hannover zurück, aber nur, um auf dem Wiener Kongreß 1816 in einem komplizierten Ringtausch an Dänemark verschachert zu werden. Es wirkt zwar ausgesprochen merkwürdig, wenn auf einer Urkunde über die Erteilung der Realkruggerechtigkeit in Dassendorf der dänische König seinen Segen erteilt — von Fremdherrschaft aber konnte trotzdem nicht die Rede sein.

Die lauenburgischen Angelegenheiten wurden eben nur in einer Kanzlei in Kopenhagen bearbeitet. Ein Wandel trat nach dem deutsch-dänischen Krieg im Jahre 1864 ein. Am 13. September 1865 wurde durch ein königliches Patent die Vereinnahmung des Herzogtums Lauenburg durch den preußischen König verkündet, der sich bei der Gelegenheit dann gleich auch noch zum Herzog von Lauenburg machte.

Und dann kam der Erste Weltkrieg. Der Kaiser und Herzog ging, das „Herzogtum blieb⁶⁶ — bis heute. Und ich finde, es klingt gut und schön nostalgisch, Bürger eines Herzogtums zu sein...

... und ein paar Jährchen älter

Zugegeben — es bietet sich an! Auch ohne danach gefragt zu haben, wurde mir bei meinen Recherchen zu diesem Büchlein immer wieder gesagt, der Name Dassendorf leitet sich von der ältesten Bauernfamilie des Dorfes her ab, von der Familie Dassau nämlich. Weiter heißt es dann, Dassendorf sei ein von den Wenden, also Slaven, gegründeter Rundling, der eigentlich Tassilows-Dorf hieß. Durch sprachliche Veränderungen wurde aus Tassilow schließlich Dassau und Dassendorf.

Wie gesagt, diese Deutung bietet sich wegen des Gleichklangs der Namen an, sie stimmt jedoch nicht, schon weil die Dassaus in den hiesigen „Bede- und Kornregistern“ des 15. und 16. Jahrhunderts nicht aufgeführt sind. Sie tauchen „erst“ im 17. Jahrhundert im „Toten und Taufregister“ der Kirchengemeinde Brunstorf auf.

Außerdem heißt Dassendorf in der bereits erwähnten Urkunde vom 6. Dezember 1334 noch Dertzendorp.

Aber woher kommt der Name denn nun?

Woher kamen die ersten Siedler?

Niemand weiß es genau, kann es genau wissen. Auch die These, die ersten Dassendorfer seien Familien aus Ostfalen, steht auf schwankendem Boden. Diese Annahme geht nämlich auf die Sitte der Höfenamen zurück.

Bis um die Jahrhundertwende trugen die einzelnen Gehöfte in Dassendorf ihren eigenen, überlieferten Namen wie Kiehnshuis, Wulfshuis, Heimeshuis, Marreshuis, Ullerichshuis, Cortshuis oder Götenshuis — und wenn ein Bauer auch Schlottau oder Hamester hieß, wenn er auf der Hofstelle Balzerhuis saß, war er eben ohne Rücksicht auf seinen bürgerlichen Namen der Balzerbur, oder entsprechend der Petersbur, der Dubbersbur, Hökersbur, der Henkesbur oder aber der Bomesbur, auf dem Weg zum „Born“, zum Schlagbaum am Sachsenwald. Die Bauernvogtstelle blieb stets ohne besonderen Namen.

Diese Sitte der Höfenamen findet sich noch in Talkau, Breitenfelde, Elmenhorst, Kasseburg, Brunstorf und etlichen anderen Dörfern, aber immer in einem scharf umgrenzten Raum. Man könnte also daraus schließen, daß die Siedler in der Kolonisationszeit aus einer ganz bestimmten Gegend kamen, wo der Brauch der Höfenamen ebenfalls verbreitet war — so kam man dann auf Ostfalen.

Die Sache hat jedoch einen Haken! Der Ursprung der einzelnen Höfenamen ist geklärt. Sie gehen auf Besitzer zurück, die nicht in der Zeit der Kolonisierung, sondern erst im 16. und 17. Jahrhundert gelebt haben. Schon deshalb kann die Sitte der Höfenamen nicht aus den „Gründerjahren“ Dassendorfs stammen, würden wir dann doch auch die Namen der ersten Siedler kennen — was jedoch nicht der Fall ist.

Der Name Marresbur geht zum Beispiel auf Marcus Grothe zurück, der den Hof von der Familie Lüdemann (seit 1513) übernahm. Ähnlich beim Ullerichsbur (1687), der von der Familie Carsten übernahm.

Der Cortsbur oder Kauersbur taucht 1600 zum ersten Male auf. 1513 bewirtschaftet ein Jürgen Havemeister den Hof.

Rückschlüsse von den Höfenamen auf die Gründer des Dorfes sind demnach nicht empfehlenswert.

Selbstredend muß auch die scherzhafte Behauptung zurückgewiesen werden, ein schwedischer Hauptmann habe bei der Namensgebung Pate gestanden. Er soll damals schon sehr umweltbewußt und für absolute Sauberkeit gewesen sein. Weshalb er dann auch überall Dassen aufstellen ließ — das sind auf schwedisch „Häuschen mit Herzen“.

Ein gewissenhafter Chronist darf auch solche Unterstellungen nicht verschweigen...

Über das „Wann“ der Besiedlung Dassendorfs gibt es keine Diskussionen. 1334, vor 650 Jahren, bestand das Dorf natürlich bereits, sonst hätte es Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg kaum zusammen mit sieben weiteren Dörfern seinem Vetter Herzog Erich verpfänden können. In dem Ratzeburger Zehntregister von 1230, das eine Zusammenstellung der Zehntrechte des Bischofs von Ratzeburg enthält und dabei sämtliche Dörfer aufzählt, wird Dassendorf jedoch noch nicht erwähnt.

Daher dürfte das Dorf nach 1230 und vor 1334 gegründet worden sein.

Danach wird Dassendorf urkundlich erst wieder im 15. Jahrhundert erwähnt. Es geht dabei um Rechte eines Hartwig Schack an bestimmten Hufen des Dorfes.

Auch über das „Wie“ der Besiedlung gibt es kaum Unklarheiten. Professor Wolfgang Prange schreibt in seiner „Siedlungsgeschichte des Landes Lauenburg im Mittelalter“:

„Der Landesherr selbst hat Siedler ins Land geführt und ihnen die Dörfer zugeteilt, ohne einen Mittelsmann zwischen sich und sie zu stellen; in der Sadelbande deutet die wohl schon bei der Anlage der Dörfer begründete einheitliche Sonderstellung der Bauermeistereien darauf hin, daß diese Ansetzungsweise hier vorgeherrscht habe.“



Das ehemalige Haus der Familie Gebert in Dassendorf, früher am Hohlweg gelegen.

Es ist anzunehmen, daß nur junge, kräftige Burschen in die damals so unwirtliche Sadelbande, den früher so bezeichneten Süden des Kreises Lauenburg, geschickt wurden, um den Wald zu roden und ein neues Dorf zu gründen. Das war härteste Knochenarbeit — und ohne Motorsägen...

Diese Frauen und Männer haben wahrhaftig Pionierarbeit geleistet. Sie und ihre Nachfahren, aufrechte, selbstbe-

wußte Menschen, sind noch heute voller Stolz darauf, niemals Leibeigene irgendeines Adligen gewesen zu sein. Selbst wenn sie die Last der Abgaben und Dienste oft unerträglich drückte.

Was heute das Finanzamt praktiziert, ging früher eben vom Landesherrn aus...

Der Herzog regierte über die Sadelbande, mithin auch über Dassendorf, von der Burg in Lauenburg aus. Seit dem 15. Jahrhundert bildete sich daneben jedoch das Amt in Schwarzenbek, das sich im Laufe des 16. Jahrhunderts dann völlig von Lauenburg löste und selbständig wurde. Das landesherrliche Schloß in Schwarzenbek, von dem nichts mehr geblieben ist, war Sitz der „Regierung“.

Das Amt, mit dem Amtmann an der Spitze, dem Amtschreiber, dem Kornschreiber und dem Hausvogt als „Führungsstab“, war oberste Verwaltungsinstanz und Gericht. Das Amt verwaltete die Domänen (land- und forstwirtschaftlichen Besitzungen des Landesherrn), erhob Abgaben, hatte die Polizeigewalt, nahm alle Klagen der Amtsuntertanen entgegen, schloß Ehestiftungen, führte seit dem 17. Jahrhundert über jeden einzelnen Hof eine Höfeakte und, und, und.

Der Amtmann war, wie man sieht, ein ganz schön mächtiger Mann!

Seine Funktionen übte das Amt auch noch nach dem Aussterben der Askanier 1689 aus, nur war die zuständige Regierung in Ratzeburg nicht mehr direkt dem Landesherrn unterstellt — es gab jetzt noch eine Etage höher die Zentrale in Hannover. Erst als Lauenburg zu Preußen kam, wurde einiges anders, eben preußisch.

Was heute schlicht als Großbauer, Kleinbauer oder Krauter bezeichnet wird, könnte man bei großzügiger Auslegung mit Vollhufner, Halbhufner oder Viertelhufner aus der Zeit der deutschen Ostkolonisation vergleichen.

Das Wort Hufe oder Hufner taucht immer wieder auf und ist Gewähr dafür, daß hier deutsches Recht und deutsche Ordnung herrschen.

Die Hufe war zunächst Maß fürs umgepflügte Ackerland. Über den Daumen gepeilt war in Dassendorf eine Hufe soviel wie 6000 Quadratruten oder zwölfteinhalf Hektar groß. Zu diesem Acker, der ursprünglichen Hufe also, kam die Hofstelle im Dorf und was an Wiesen, Weiden und Wald genutzt werden durfte. Die Hufe wurde so zu dem, was der Hufner im weitesten Sinne bewirtschaftete, wonach er bemessen wurde, was seine Rechte und Pflichten ausmachte.

Die Hufner bestimmten im Dorf, was lief. Die Kätner, die bei der Verteilung der Hufen leer ausgegangen waren, es trotzdem aber zu einem eigenen Häuschen mit Garten gebracht hatten, sowie die Insten, die Insitzer, quasi die Untermieter in fremden Häusern, hatten natürlich weit weniger Rechte.

Über wieviel Hufen Dassendorf bei seiner Gründung verfügte, wird wohl stets im Dunkeln bleiben, auch wenn zwölf Hufen, aus welchen Gründen auch immer, vielfach angenommen werden. Hier eine bestimmte Zahl festlegen zu wollen gehört ins Reich der leichtfertigen Spekulation.

Es sollte noch erwähnt werden, daß zur Stunde Null in der Regel jeder Bauer eine Hufe zugeteilt bekam. Der eine hat was draus gemacht, der andere wurde krank oder blieb ohne Erben — und schon war sein Vetter, Bruder oder Schwager Doppelhufner, andere wurden durch Teilung Halbhufner.

In unseren Tagen reden wir vom Pillenknick, die Bevölkerung nimmt plötzlich ab, die Bundeswehr trägt sich mit dem Gedanken, Frauen einzustellen, jüngere Menschen fragen sich besorgt, wer einmal ihre Rente bezahlen soll...

Dergleichen gab's in früheren Jahrhunderten natürlich auch. Nur Ursachen und Folgen waren anders.

Als im 14. und 15. Jahrhundert die Bevölkerungszahlen sanken, als weniger gegessen als produziert wurde und keine Europäische Gemeinschaft dafür zahlte, als kein Bauer mehr Lust hatte, aus seiner einen Hufe zwei oder drei zu machen, trat das ein, was die Fachleute mit „Wüstung“ bezeichnen.

Im Kreis Lauenburg verschwand ziemlich genau ein Viertel der im 13. Jahrhundert noch existenten oder auch gerade gegründeten Dörfer.

Tatsache ist, daß die Zahl der Höfe abnahm, die verbleibenden durch Übernahme verwaister Stellen aber größer wurden. Trotzdem hielt man am Begriff Hufner und Hufe für eine Bauernstelle fest, obwohl sie eventuell doppelt so groß wie vorher war. Die Hufe war längst nicht mehr das, was sie früher einmal war.

Das Ackerland der Bauern war bis ins 18. Jahrhundert in lange, schmale Streifen von etwa 20 Metern Breite geschnitten. Die Länge war unterschiedlich, begrenzt durch Wald, Wiesen oder andere Äcker. Mußten die Stücke geteilt werden, geschah es der Länge nach, schon um zu gewährleisten, daß beide Partner dieselbe Bodenqualität hatten. Ein moderner Landwirt würde so etwas wohl eher als Handtuch, denn als Acker bezeichnen.

Sämtliche Landstreifen waren von Wegen aus zu erreichen, ohne daß ein Nachbargrundstück überquert werden mußte. Es konnte also jeder Bauer seinen Acker theoretisch nach Gutdünken bestellen — es gab jedoch die sogenannte Feldgemeinschaft. Die Bauern setzten sich vorher zusammen, um gemeinsam die Fruchtfolge für die nebeneinander liegenden Stremei zu besprechen. Auf den verschiedenen Schlägen wurde zum Beispiel dreimal hintereinander Rog-

gen, dann zweimal Hafer und zum Schluß der anspruchslosere Buchweizen ausgesät und geerntet. Dann konnte sich das Land, das zwischendurch immer wieder durch Plaggen (Grassoden) aus dem Wald ein bißchen mit Humus angereichert wurde, zwei bis drei Jahre zur Ruhe legen und zu Weideland werden.

Nur auf seiner Hauskoppel im Dorfgebiet konnte der Bauer ohne Rücksicht auf den Nachbarn schalten und walten wie er wollte.

Das gesamte Vieh weidete auf den nicht mit Getreide angebauten Schlägen, bewacht vom Dorfhirten, denn Zäune und Knicks gab's ja noch nicht. Die Tiere wurden jedoch auch in den Wald getrieben und suchten sich dort, was sie brauchten. Der „Forst“ sah entsprechend aus.

Aus dem Jahre 1743 liegt der Bericht einer „Forstbereitungskommission“ vor, der ein ausgesprochen trauriges Bild vom Zustand des Sachsenwaldes entwirft. Weit über ein Drittel war damals Blöße, also ohne Bäume, der Rest bestand aus meist „lückigen, unregelmäßigen und schlechtwüchsigen Beständen“.

Immer wieder ist von struppigem, verbissenem Strauchwerk die Rede. Natürlich ist dieser erbärmliche Zustand des Waldes damals erklärlich, hatten doch neben Dassendorf noch 24 andere umliegende Dörfer das Recht, Rindvieh, Schweine, Pferde, Schafe und Ziegen hineinzutreiben. Außerdem durften die Bauern auch Stubben roden, das Weichholz, außer Eiche und Buche also sämtliche Holzarten schlagen, Raff- und Leseholz sammeln und zur Verbesserung ihrer Böden Plaggen hacken.

Welcher Wald sollte das aushalten?

Nach der Verkoppelung, als die „Waldberechtigungen“ zum Teil aufgehoben, auf jeden Fall aber eingeschränkt wurden, erholte sich der Wald sehr schnell wieder.

Was verbirgt sich denn nun eigentlich hinter dieser legendären „Verkoppelung“, die als großes Reformwerk das Aussehen unserer Landschaft so entscheidend geprägt hat? Im Prinzip verbirgt sich dahinter die Umwandlung der schmalen Ackerstreifen in Koppeln, die mit Knicks quasi eingezäunt wurden. Dadurch konnte dann auch jegliche Feldgemeinschaft aufhören. Das Vieh brauchte nicht mehr gehütet und in der „Freiluftsaison“ abends nicht mehr in die Ställe zurückgetrieben zu werden, weil jede Koppel und Weide wehrhaft „umtünt“ werden mußte. Was der Allgemeinheit gehörte, wurde untereinander aufgeteilt, die Nutzungsrechte wurden neu vergeben, kurz und gut, man machte reinen Tisch, warf alles auf einen Dutt und verteilte neu.

Das erklärte Ziel hieß „Egalisierung“.

Alle vergleichbaren Höfe sollten von gleicher Qualität und Größe sein. Natürlich gab's auch Streitereien und endlose Debatten. Es befürchtete wohl auch der eine oder andere, nach dieser Flurbereinigung schlechter dazustehen als vorher. Der Plan zur Verkoppelung wurde bereits 1784 aufgestellt, von den Bauern jedoch wieder verworfen. Erst 1794 wurde das Reformwerk in Angriff genommen. Die endgültige Neuverteilung ist in Dassendorf erst im Jahre 1806 beendet worden.

In Dassendorf lebten zu der Zeit als Landbesitzer neben dem Bauernvogt acht Hufner, ein Dreiviertelhufner, drei Halbhufner, zwei Kätner und die Hirten.

Der Landbesitz einschließlich Hofstelle, Acker, Gartenland, Wiesen bis zu Teichparzellen und Ödland betrug bei Bauernvogt Carsten Uhrbrock 238 Morgen, bei den Hufnern Jürgen Wolf 214, Jochen Hedelmann 143, Hans Hamester 168, Jochen Schlottau 182, Franz Schmidt 190, Hans Schmidt 192, Franz Jochen Hamester 136, Hans

Burmester 172, beim Dreiviertelhufner Jürgen Grimm 111, bei den Halbhufnern Carsten Dassau 73, Hans Jochen Hamester 53 und Jochen Schlottau 52 Morgen. Der Kätner Claus Hamester besaß 30, Hans Schlottaus Witwe 33 und die Hirten 2 Morgen.

An Herrschaftlichen Besitzungen waren 55, Herrschaftlicher Forstgrund 3616, an Dorfs-Gemeinheiten 293 und an Wegen 44 Morgen vorhanden. Nach der Verkoppelung verfügte der Bauernvogt über 280, die Hufner jeweils über 232, der Dreiviertelhufner über 179, die Halbhufner über 132, die Kätner über 69, der Schulmeister erstmals über 22, die Hirten über 4, dem Bauern vogt wurde noch eine Dienst-Koppel von 12 Morgen zugeschlagen, zur Ausfütterung der Bullen und Eber standen 17, an Dorfs-Gemeinheiten 46 und an Wegen und Landstraßen 107 Morgen zur Verfügung.

Der Herrschaftliche Forstgrund wurde um 740 Morgen verkleinert, die Dorfs-Gemeinheiten um 247. An die tausend Morgen wurden zusätzlich unter den Dassendorfern aufgeteilt, mußten zum Teil aber auch erst kultiviert werden.

An Ackerland hatten der Bauernvogt und die acht Vollhufner jetzt jeweils 153 Morgen. Der Bauernvogt einen Morgen weniger als vorher, Hufner Jürgen Wolf büßte sogar 16 Morgen, Franz Schmidt 11 Morgen, Hans Schmidt 4 Morgen Ackerland ein. Jochen Heydelmann machte den besten Schnitt, er bekam 46 Morgen dazu.

Er hatte sich vermutlich nicht gegen die Verkoppelung ausgesprochen.

Nimmt man den gesamten Besitz der einzelnen Dassendorfer zusammen, haben sich alle — vom Hufner bis zum Kätner und Hirten—zum Teil nicht unbeträchtlich vergrößert. Sogar der Schulmeister ist nach der Verkoppelung in den Kreis der Grundbesitzer aufgenommen worden.

Wie Friedrich Wilhelm Compe, Amtmann in Schwarzenbek, 1812 in einem Brief an den Präfekten in Wesermünde, Graf von Arnberg, schrieb, war die Verkoppelung laut Verordnung (kein Gesetz!) von 1768 „zur Förderung und Erweiterung des Wohlstandes der Untertanen, aber niemals zur Vermehrung der Domanialen Einkünfte“ gedacht.

Der Landesherr wollte dadurch also nicht reicher werden, die Untertanen sollten aber auch in die Lage versetzt werden, „in Notzeiten ohne Druck höhere Lasten tragen zu können.“

Das Stichwort ist gefallen — wie war's denn so mit den Lasten und Abgaben? Wie lebten die Dorfbewohner vor und nach der Verkoppelung?

Harte Arbeit — karger Lohn

Sicherlich können wir davon ausgehen, daß für Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg (oder für einen seiner Altvordern — wer weiß?) die Gründung von Dassendorf kein Akt reiner christlicher Nächstenliebe war.

Wenn er den Sachsenwald roden ließ und den Neusiedlern damit die Möglichkeit zur Gründung einer eigenen Existenz gab, dachte er gewiß in erster Linie an die spätere Rendite. Was er vermutlich auch nie abgestritten hätte. Hofhalten war eben verdammt teuer.

In den ersten Monaten und Jahren gab er den neuen Untertanen das Gefühl, nur sich selbst gegenüber verantwortlich zu sein, nur für sich selbst „zur Mehrung des eigenen Besitzstandes“⁴⁴ zu schuften. Als Haus und Hof dann standen, dem Wald Quadratmeter um Quadratmeter der Boden abgerungen war, die ersten Ernten eingebracht wurden — da erst hielt der Landesherr die Hand auf.

Bis etwa um 1600 forderte er seinen „Zehnten“⁴⁴ — den zehnten Teil von allem, was der Bauer erwirtschaftete.

In bar oder Naturalien.

Damit jedoch nicht genug. Was der Landmann sonst noch fürs Allgemeinwohl leisten mußte, überstieg oft seine Kräfte. Da mußten Burgen, Brücken und Wege gebaut

werden. Die Fürsten kutschierten durchs Land und forderten einen Reisevorspann. Wenn die Herren jagten, mußten die Bauern Treiber spielen oder ihre Leute dafür abstellen.

Um ihre Macht zu demonstrieren, forderte der Landesherr seit dem 15. Jahrhundert auch das Ablager. Er kam mit seinem gesamten Gefolge und ließ sich von den Dorfbewohnern „frei Kost und Logis“ geben. Als die Universitäten entstanden, mußten die Söhne der Adligen natürlich auch studieren. Aber wie sollte der Herr Papa das finanzieren, wenn nicht über seine Bauern.

Der „Universitätstaler“ wurde eingeführt.

Als die Türken an der Donau standen, mußte der Hufner einen Taler für den „Türkenschatt“ zahlen.

Wenn das adlige Fräulein heiraten wollte, brauchte sie eine Mitgift. Wer anders als der Bauer wurde zur Kasse im wahrsten Sinne des Wortes „gebeten“.

Die Obrigkeit nannte es nämlich Bede (Bitte), wenn wieder einmal eine Sonderumlage fällig wurde.

Bei der Heirat der Tochter des Herzogs hieß diese einklagbare Abgabe „Prinzessinbede“. In den Bederegistern ist diese Finanzpolitik noch nachzuvollziehen.

Bei den Bauern galt die Erkenntnis: „Eene Bede, eene Sede, eene Pflicht“ — aus einer Bitte wird im Laufe der Zeit eine Sitte und daraus schließlich eine Pflicht.

Die Hand- und Spanndienste belasteten die Bauern jedoch noch weit schlimmer. Die Dassendorfer mußten morgens bereits um sieben auf dem Vorwerk des Schwarzenbeker Guts sein. Auf dem Gut selbst standen keine Gespanne. Wozu hatte man die Bauern. Sie mußten zur Stelle sein, erst die Ernte des Guts unter Dach und Fach bringen, danach dann die eigene.

Bei der Bestellung der Äcker war's natürlich genauso. Das Vorwerk lag den Bauern schwer, sehr schwer im Magen.

Eine schier untragbare Belastung war die sogenannte Kontribution, die im 30jährigen Krieg als außerordentliche Steuer eingeführt wurde —, wie das Leben so spielt, schon sehr schnell jedoch zu einer regelmäßig erhobenen Steuer wurde.

Dieser Dreißigjährige Krieg ist auch an Dassendorf nicht spurlos vorübergegangen. Unser Gebiet kann zwar nicht mit berühmten Schlachtorten aufwarten, aber trotz aller Bemühungen von Herzog August, sein Land durch Neutralität aus dem Krieg herauszuhalten, wurde es verwüstet.

Wenn Peter Ernst II. von Mansfeld mit 12.000 Mann in England ausgehobener Truppen im Frühjahr 1625 für fast ein Jahr im Lauenburgischen Quartier bezieht, kann sich jeder die Folgen leicht ausmalen. Teile der Truppen sollen auch in der Dassendorfer Viti-Kapelle gelagert und ihr dabei wohl den Rest gegeben haben.

Noch schlimmer aber soll's 1627 gewesen sein, als zwei Kaiserliche Heere unter Tilly und Wallenstein „nur“ durchmarschierten, dabei jedoch alles, was in ihre Nähe kam oder am Wege lag, erbarmungslos niedertrampelten.

Mit dem Frieden von 1648 kehrte noch lange keine Ruhe ein. Von 1657 bis 1660 lagen sich Schweden und Dänen in den Haaren. Bei uns marschierten schwedische, sächsische, brandenburgische und polnische Truppen durch.

Im Jahre 1630 erreichte Herzog August ein offizieller Brief vom Amt Schwarzenbek, in dem die Situation auch der Dassendorfer Bauern geschildert wird. An Abgaben war nicht zu denken. Denn wo nichts ist, hat bekanntlich sogar der Kaiser sein Recht verloren.

Das Amt schrieb damals: „Die Untertanen sind alle mit dem Ihrigen über acht Tage weggewesen und in keinem einzigen Dorfe ein Mensch vorhanden, stecken in der Städte Gebiete und in Holstein und sonst überall, teiles liegen in Morast und Brooken und beginnen sich zu defendieren, verspüren genugsam, daß es nicht anders sein will und sie nur das bloße Leben behalten.“

Zwei Jahre später war wiederum nichts zu holen, denn alles war „verdorben, die Untertanen verstorben und die Häuser wüste“.

Die Folgen des Krieges konnten nur schwer und langsam überwunden werden. Ein „Wirtschaftswunder“ machte sich jedenfalls nicht bemerkbar — eher das Gegenteil war der Fall.

Wir brauchen uns nur vorzustellen, was an ungemessenen Diensten auf die Bauern zukam. Diese „Hand- und Spanndienste“ hießen ungemessen, weil sie recht willkürlich erhöht werden konnten. 145 Hand- und 145 Tage mit Gespanndienst waren festgeschrieben.

Nach dem Krieg war das Vorwerk in Schwarzenbek durch Übernahme wüster Hufen größer geworden, die Zahl der Bauern hatte sich durch den Krieg jedoch verringert. Es hieß also, mit weniger Leuten mehr Boden zu beackern.

Die ungemessenen Dienste bestimmten den gesamten Lebensrhythmus der Dassendorfer Bauern, zwangen sie, eine unverhältnismäßig hohe Zahl von Gespannen zu halten.

Sechs bis acht Pferde und vier Ochsen als Zugvieh auch für Schwarzenbek, standen vier Kühe, etwa ebensoviel Jungvieh, ein paar Schweine und vielleicht ein Dutzend Schafe gegenüber. An „Personal“ standen meist ein Knecht, eine Magd und ein Junge zur Verfügung.

Es erscheint mir müßig, bei all den Unwägbarkeiten durch die ungemessenen Dienste einen genauen Haushaltsplan für eine Dassendorfer Hufe aufstellen zu wollen. Das haben für andere Dörfer schon ganz andere vergeblich versucht. Und wenn's trotzdem — sogar von Amts wegen — geschehen ist, mußte der Kalkulator stets verblüfft feststellen, daß der Bauer und seine Familie eigentlich längst verhungert sein müßten.

Die Landwirtschaft warf nie soviel ab, wie der Bauer aufbringen mußte. Wenn die Dassendorfer trotzdem einigermaßen über die Runden kamen, lag's einfach daran, daß sie mit dem Sachsenwald vor der Haustür noch eine Nebenerwerbsquelle hatten.

Wie desolat der Wald vor der Verkoppelung durch den Raubbau aussah, habe ich an anderer Stelle bereits geschildert. Der Bauer kaufte jedoch auch Holz, bearbeitete es und brachte es dann zum Weiterverkauf nach Bergedorf oder an die Elbe, von wo es dann verschifft wurde. Er war durch die Arbeit in Schwarzenbek mit Gespannen ja gut bestückt und hatte dadurch im Winter und in den Sommermonaten vor der Erntezeit Gespann-Kapazitäten frei. Ohne diese „Holz-Taler nebenbei“ wäre er jedenfalls nie zurechtgekommen.

Doch konnte das im Sinne des Herzogs sein? Man verzeihe mir den Vergleich, aber müßte man eine Kuh, die man regelmäßig und mit Erfolg melken will, müßte man die nicht vorher erst einmal zu Kräften kommen lassen, um Leistung zu erzielen, um den Ertrag einigermaßen kalkulieren zu können?!

Schon 1721 wurde im Amt offen über die mißliche Situation der Bauern diskutiert. Die Idee der Verkoppelung wurde geboren.

Vornehmlich aus wirtschaftlichen Gründen wurde 1745 das Vorwerk in Schwarzenbek aufgelöst. Wer hoffte, daß damit auch die Hand- und Spanndiensttage wegfallen würden, sah sich allerdings getäuscht. Das Amt konnte Arbeitskräfte und Gespanne immer gebrauchen — und sei es nur für den Bau herrschaftlicher Wohnsitze oder zur Belieferung der Amtsbrauerei mit Hopfen und Malz.

Die zu erbringende Leistung wurde jedoch überschaubarer. Von den geforderten je 145 Hand- und Spanntagen, die vornehmlich der Knecht für den Bauern abarbeitete, mußten nur noch wenige tatsächlich erbracht werden. Die in der Endabrechnung fehlenden Tage wurden durch ein tragbares Dienstgeld abgegolten. Nach der Verkoppelung fielen die Dienste bis auf sechs Spanntage ganz weg.

Der Bauer konnte also ganz anders wirtschaften, konnte Spannvieh abschaffen und sich dafür mehr Milchkühe in den Stall stellen.

Er mußte davon ausgehen, für einen Hektar seines Landes etwa einen Reichstaler jährlich an Abgaben leisten zu müssen. Nach wie vor blieb der Bauer auf seinem Hof jedoch nur Inhaber eines Nutzungsrechts, das er allerdings an seine Nachkommen vererben konnte und nur bei „schuldhaft schlechter Wirtschaft“ verlor.

Erst nach 1872, unter Preußens Gloria also, wurden die Bauern auch Eigentümer ihrer Höfe. Und sie erhielten noch weitere Rechte: Was vormals Adligen und Geistlichen vorbehalten war, wurde jetzt auch den Bauern zuerkannt: Wer Steuern zahlte, durfte auch wählen.

In Preußen galt damals das Drei-Klassen-Wahlrecht. In der 1. Klasse waren diejenigen Wähler, die das meiste Geld, zusammen das erste Drittel Steuern aufbrachten. In der zweiten Klasse diejenigen, die das zweite Drittel und in der dritten Klasse diejenigen, die den Rest zahlten.

Um die Jahrhundertwende lebten in Dassendorf 39 Steuerzahler. Zwei von ihnen brachten 1.300 Mark auf, waren in der 1. Klasse, sechs Bauern und eine Bäuerin, damals noch ohne Stimmrecht, kamen für die zweiten 1.300 Mark auf, das letzte Drittel kam von den verbleibenden 30 Bürgern. Insgesamt also 3.900 Mark Ortslasten für Dassendorf.

Jede Klasse hatte in der Gemeinde zwei Vertreter. In der ersten Klasse die beiden Vollhufner. Die sechs der zweiten Klasse bestimmten in öffentlicher Versammlung ebenfalls zwei Vertreter, genauso, wie die dritte Klasse.

Dann wurden noch der Gemeindevorsteher und sein Stellvertreter gewählt. Da die beiden Vertreter der ersten Klasse bereits im Rat waren, wurden der Vorsteher und sein Vertreter fast automatisch aus der zweiten Klasse benannt.

Die erste und zweite Klasse stellte also je zwei Vertreter und dann noch die beiden „Führer“. Damit stand die Partie dann 6 Vertreter aus der ersten und zweiten Klasse gegen zwei Vertreter aus der dritten.

Sechs Herren standen für 9 — zwei Herren für die restlichen 30 Steuerzahler.

Heute kaum vorstellbar, aber damals nahmen die Dassendorfer keinen Anstoß daran. Wer am meisten zahlte, sollte auch am meisten zu sagen haben.

Mit der Zugehörigkeit der Dassendorfer zu Preußen stieg der Wohlstand im Dorf. Es ließ sich zwar niemand in die Tasche schauen, aber die Bauern an der Quelle der Süsterbek sollen zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zu den reichsten in der ganzen Umgebung gehört haben — was ja keine Schande ist.

Als sichtbares Zeichen für den Wohlstand könnte die um 1900 in Dassendorf einsetzende Freude am Bauen

gelten. Eine neue Generation war vor dem ersten Weltkrieg herangewachsen. Sie schien plötzlich keine Freude mehr an ihren alten Bauernhäusern zu haben.

Überall entstanden Neubauten, zumindest aber wurden alte Häuser völlig umgebaut und modernisiert. Dassendorf bekam ein neues Gesicht. Die zum Dorfplatz gewandten Fassaden der großen Häuser mit ihren Erkern, Baikonen und großen Fenstern lassen durchaus Rückschlüsse auf den Inhalt der Geldbeutel ihrer Erbauer zu.

Geteilt - und trotzdem eins!

Gallia est omnis divisa in partes tres — Gallien ist insgesamt in drei Teile geteilt. So begann Cäsar vor weit mehr als 2000 Jahren seine Aufzeichnungen über den gallischen Krieg. Mir drängte sich dieser oft und gern zitierte Satz immer wieder auf, sobald ich an diesem Büchlein arbeitete—allerdings in leicht verfälschter Form: Dassendorf es omnis divisa in partes duae, in zwei Teile nämlich. Hier das jetzt 650 Jahre alte Dorf, und im Nord westen davon die Siedlung, die in ihren Anfängen auf das Jahr 1913 zurückgeht.

Der Drang des Großstadtmenschen hinaus ins Grüne, der Traum von einem „lütt Stück Land“ am Busen der Natur dürften so alt sein wie die Städte selbst. Kein Wunder also, wenn sich der Sachsenwald im Laufe der Zeit zu einem der beliebtesten Ausflugsziele der pflastermüden Städter mauserte. Ein wahrer Run auf diese Oase der Ruhe setzte 1846 ein, als der „Haltepunkt“ Aumühle der Eisenbahnlinien Hamburg-Berlin fertiggestellt war. War es jetzt doch auch den Arbeiterfamilien möglich, den kostbaren freien Sonntag mit einem Waldspaziergang zu krönen.

Der Wunsch nach einer eigenen Parzelle in diesem fürstlichen Forst mußte natürlich ein Luftschloß bleiben — aber nach gut einer Stunde Spazierweg kam man nach

Dassendorf. Wenn man sich gut mit den Bauern stellen würde, müßte da doch eigentlich etwas zu machen sein...

Schließlich hatten sich hier doch um 1890 auch Hamburger Großkaufleute als Jagdpächter einnisten können. Denn neben Wiesen- und Ackerland gehören zur Flur von Dassendorf bekanntlich auch die Holzkoppeln. Sie gehen in den Sachsenwald über und befinden sich seit der Verkopplung im Besitz der einzelnen Bauern. Das ursprünglich an die hundert Hektar große, in Streifen geschnittene Areal diente vornehmlich der Brennholzgewinnung und hob sich durch seine wild durcheinander wachsende Vielfalt von Bäumen für den einen angenehm, für den anderen unangenehm von der Monokultur des Sachsenwaldes ab.

Dem Hamburger Schafferbund unter Führung von Carl Weißleder gelang es noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, durch geschickten Landtausch einen Teil dieses Bauernwaldes zu besiedeln. Er hatte die Hofstelle „Kauersbur“ von einem aus Hannover zugezogenen Landwirt erworben und konnte den Dassendorfer Bauern dadurch wertvolleres Ackerland gegen ein Stückchen Wald zum Tausch anbieten. Die Bauern griffen zu, und Weißleder hatte bald westlich des Dorfes ein annähernd zusammenhängendes Gebiet, das bis an die Chaussee nach Schwarzenbek heranreichte.

Die Schaffer, ursprünglich Proviantmeister auf Schiffen, gründeten die „Siedlung Edenhall“. Im Gründungsprotokoll heißt es am 21. Juni 1913: „Die Schaffer-Siedlung „Edenhall“ wird zur eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftung erklärt.“

In der Satzung der Genossenschaft ist zu lesen, Gegenstand des Unternehmens sei ausschließlich: „durch Errichtung ländlicher Siedlungen — möglichst im Wege der Rentengutsbildung — minderbemittelten Familien oder Personen gesunde und zweckmäßig eingerichtete, zum

Betrieb von Obst- und Gartenbau sowie zur Geflügelzucht geeignete Heimstätten zu billigen Preisen zu verschaffen. Daneben können gemeinnützige Einrichtungen geschaffen werden, die allen Mitgliedern zugute kommen.“

In diesem Sinne wurden dann auch Pläne für ein Erholungsheim und für Spielplätze geschmiedet, die dann aber wohl durch den Krieg wieder zu den Akten gelegt werden mußten. Weißleder sagte damals zur Gründung der Genossenschaft: „Wir haben den Bauernwald abgestreift und fanden ihn zum Erholungspark, mit Waldwohnhütten zu besetzen, ideal. Eine Waldwiese inmitten, über einen Morgen groß, als Spiel- und Sportplatz geeignet, ein Bach im Walde, zum Badeplatz auszuschachten geeignet. Die Hütten können von der Genossenschaft aus mit Parzellen von etwa 500 Quadratmetern errichtet und wochen- oder monatsweise verpachtet werden; ebenso können einzelne sich selbst solche Waldhütten als Eigentum bauen lassen und die Parzellen in Erbbaupacht nehmen. Kostenpunkt: Zwei Zimmer, drei mal drei Meter und Windfang, von 200 Mark an. Diese Hütten können so versteckt werden, daß Luft- und Sonnenbaden möglich ist.“

Einer Gruppe dieser mittelständischen Schaffer sollte es übrigens vorbehalten bleiben, gleich zu Beginn der Aktivitäten von „Edenhall“ für prickelnde Unruhe, ja für Empörung unter den Ureinwohnern zu sorgen. Diese „Zugereisten“ waren nämlich Anhänger der Freikörperkultur und hüpfen froh und munter „mit reinweg ga nix an“ zwischen den Stämmen der Holzkoppeln herum.

Ich kann mir nur allzu gut vorstellen, daß so manch eine züchtige Bauersfrau entsetzt ob solchen Treibens war und von ihrem Mann verlangte, vom Gendarm diese unzüchtige Zurschaustellung kraft Gesetzes verbieten zu lassen.

Ich kann mir wiederum aber auch ganz gut ausmalen, wie die Dorfjugend voller Erwartung des Fremdartigen auszog,

um beim Bickbeerenpflücken mal einen Blick riskieren zu können.

Wie auch immer — der Mensch gewöhnt sich an alles, und die Siedler im Wald, einschließlich dieser spleenigen Nacktkulturisten, hatten ja auch ihre guten Seiten. Sie brachten es sogar fertig, Dassendorf „verkehrstechnisch zu erschließen“, wie’s heute so schön heißt.

Die Schaffer wollten Obst und Gemüse anbauen. Die Erzeugnisse aber mußten möglichst schnell nach Hamburg oder Bergedorf auf den Markt gebracht werden können — also mußte eine Autobuslinie oder etwas Ähnliches her. Privatunternehmen erschien dieses Vorhaben jedoch völlig unrentabel.

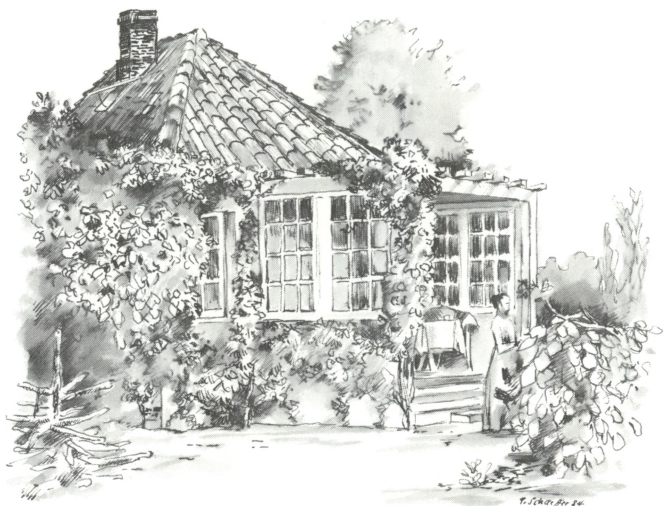
Nicht so den Schaffern.

Sie warben für ihre Idee, gaben Anteilscheine von mindestens hundert Mark aus und konnten sich 1914 einen Omnibus kaufen, der fortan fünfmal am Tage zwischen Schwarzenbek und Hamburg hin- und herpendelte. Leider währte dieser Luxus nur bis zum Ausbruch des Krieges.

Als das Unternehmen sich zu rentieren begann, wurde das Gefährt beschlagnahmt und an die Front geschickt. Es brannte in Polen aus. Die Anteile wurden spätestens durch die Inflation wertlos.

Nach dem Krieg wurde der Linienverkehr zwar durch den „Nordmark-Verkehr“ wieder aufgenommen, doch auch dieses Unternehmen wurde wegen Inrentabilität in der Inflationszeit wieder eingestellt. Ab 1926 verkehrte dann der Postbus von Bergedorf nach Schwarzenbek.

Auch die meisten Schaffer wurden übrigens — wie ihr Bus — eingezogen. Nur wenige von ihnen kehrten nach dem Ersten Weltkrieg nach Dassendorf zurück. Die Grundstücke wechselten den Besitzer, „Edenhall“ ging in eine neue Siedlungsbewegung auf.



Die Rosenhütte in der Straße Am Wendel aus der Zeit der Schaffer

Während der Inflationszeit ging es den Dassendorfer Bauern gut. Als sich die Mark dann jedoch wieder zu stabilisieren begann, als die Landwirtschaft immer weniger für ihre Erzeugnisse bekam, mußten die Bauern den Gürtel enger schnallen. Nur gut, daß der Drang der Städter nach draußen wieder lebendig wurde — und zwar stärker denn je. Die Bauern machten Kahlschlag und verpachteten oder verkauften die landwirtschaftlich unrentablen Holzkoppeln ganz oder wenigstens zum Teil. Nur ein Hofbesitzer machte nicht mit.

Er schloß sich und seine Holzkoppeln ganz und gar aus. Durch diese unterschiedliche Einstellung bei der Frage nach dem Abstoßen oder Behalten entstand dann auch das teilweise bis heute noch merkwürdige Bild der Waldsiedlung, in der neben den bebauten Parzellen auch schon mal ein Waldstreifen stand. Die meisten Wochenendgrundstücke wurden in der Zeit von 1927 bis 1931 verkauft.

Dassendorfs Lehrer Hans Einfeldt stellte die Käufer beim Notar vor, die Interessen der Verkäufer vertrat Bankvorsteher Timm aus Schwarzenbek. Vermittelt wurden die Geschäfte durch Dritte.

So konnte man im Frühjahr 1929 in Hamburger Tageszeitungen folgende Anzeigen lesen: „Herrliche Wochenendplätze, im schönen Sachsen wald gelegen, zirka 2000 qm groß, Preis pro qm 60 Pf., unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen. Sehr bequeme Verbindung. Näheres durch...“

Im Jahre 1928 hatten die Interessenten noch 40 Pfennige bezahlt, 1931 mußte bereits eine Reichsmark für den Quadratmeter auf den Tisch gelegt werden.

In der Zeit von 1927 bis 1931 war ohne Frage der größte „Bau-Boom“ in der Waldsiedlung. Parzelliert wurden die Nordseite des Bornweges, der Kauersweg, Tannenweg, Birkenau, Am Nienhegen, die Südseite des Quellenwegs, der Wulersweg, Grenzwall, Buchenweg, Heidkoppelweg, Wotanskamp, Hubertuskamp, die Südseite des Müßenwegs in der Länge des Rehkamps, der Rehkamp selbst, der Gartenweg und der Hasenwinkel.

Ein gewaltiger Komplex.

Nun waren die an einer Siedlerstelle interessierten Hamburger natürlich nicht alle wohlhabend — unter den 330 Wochenendsiedlern waren 60 Prozent Arbeiter und Rentner, 16 Prozent Angestellte und Beamte, 14 Prozent Handwerker und 10 Prozent Kaufleute. Etliche waren arbeitslos.

Um auch den Minderbemittelten den Erwerb einer Parzelle zu ermöglichen, konnten sie die Kaufsumme in bis zu vierzig Monatsraten abstottern. Und wenn auch das noch zuviel war, wurde das Land langfristig verpachtet. Die „Ostsiedlung“ auf den nördlichen Holzkoppeln wurde beispielsweise zum größten Teil auf Pachtgrund errichtet.

Nördlich des Müssenwegs hatten sich zuvor schon auf dem Grund der ehemaligen Festplatzkoppel der Schaffer, abgeschirmt von den übrigen Siedlern, einige selbständige Kaufleute niedergelassen. Sie nannten ihren Besitz mehr oder weniger scherzhaft „Honolulu“, konnten dann jedoch nicht verhindern, daß der Name um 1925 sogar im amtlichen Telefon- und Adreßbuch, sowie auf Meßtischblättern auftauchte.

Anfang der dreißiger Jahre dann wurde Honolulu von einer Dassendorferin in Harvestehude umgetauft. Das Gelände um den Hasenwinkel sollte fortan Barmbek, das Gebiet vom Born weg bis zum Nienhegen Rothenburgsort heißen.

Man beachte die feinen Unterschiede!

Den Hafen- und Industriearbeitern sollte wohl auch nach Feierabend im Grünen noch klar bleiben, woher sie kamen.

Viele der Wochenendler kannten sich untereinander bereits aus Sport- oder Gesangsvereinen, andere aus der Wandervogel-Bewegung. So war's dann auch nur allzu natürlich, daß sie sich gegenseitig beim Bau ihrer Häuschen halfen, das Baumaterial gemeinsam von Aumühle oder Friedrichsruh durch den Wald nach Dassendorf schleppten — und sich schließlich 1930 zu einem Siedlerbund zusammenschlossen.

Gemeinsam war's halt leichter, sich gegen die Behörden durchzusetzen, die sich nicht gerade begeistert von der Entwicklung in der Waldsiedlung zeigten — gemeinsam aber konnte man auch leichter nach Wasser bohren sowie

die Zuwegungen schaffen und instandhalten. Ein Problem, das der Gemeinde auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch arge Kopfschmerzen bereiten soll...

Den schwersten Strauß hatte die „Interessengemeinschaft Waldsiedlung“ wohl im Jahre 1932 mit der Generalverwaltung der Fürstlich v. Bismarckschen Fideikommißherrschaft auszufechten. (Fideikommiß heißt frei nach Duden: Unveräußerliches und unteilbares Erbgut).

Damals hatte ein Hamburger Kaufmann die Dassendorfer Gemeindejagd gepachtet. Man munkelte, daß dieser Jünger Nimrods den Bismarcks zu viel Wild erlegte, das, aus dem Sachsenwald kommend, nur zu Besuch in der Dassendorfer Flur weilte.

Jedenfalls ließ besagte Generalverwaltung 1932 durch einen von der Reichsregierung gegründeten, zu der Zeit noch freiwilligen Arbeitsdienst, einen Wildzaun bauen, der die Besitzverhältnisse eindeutig klären sollte und wohl auch klärte. Die Siedler hatten das Nachsehen.

Wo sie sonst Pilze suchen oder querwaldein nach Aumühle pilgern konnten, um von dort Baumaterial zu holen oder per Bahn nach Hamburg zur Arbeit zu fahren, versperrte jetzt ein Zaun aus über mannshohen Eichenpfählen und quer genagelten Fichtenstangen den Weg. Gekrönt wurde das Ganze durch zwei Reihen Stacheldraht. Die Welt war vernagelt, nirgendwo ein Durchlaß.

Die Siedler waren zunächst machtlos. Ihnen blieb nur der große Umweg über die Chaussee, die sich diesen wohlklingenden Namen allerdings durch irgendwelche dunklen Kanäle besorgt haben mußte: Bei Trockenheit verwandelten die Autos die ganze Fahrstrecke nämlich in eine einzige Staubwolke, bei Nässe wurden die Fußgänger mit Dreck bespritzt.

Kein Wunder also, wenn sich die Siedler nach einem Loch im Bismarck-Zaun umsahen, manchmal sogar ein

wenig nachhelfen. Man soll sich zu der Zeit nicht selten dem Gewehrlauf eines Forstbeamten gegenüber gesehen haben. Die Siedler sollen damals übereingekommen sein, keine Personalien anzugeben, wenn sie auf verbotenen Pfaden geschnappt wurden.

Sie wollten darauf bestehen, vom „Sheriff⁴ in Aumühle vernommen zu werden. Der Förster mußte also wohl oder übel den für ihn sicher unangenehmen Fußmarsch auf sich nehmen — oder ein Auge zudrücken. Auf jeden Fall aber konnten die Nachkommenden entweder ungeschoren wieder umkehren oder den Weg auch fortsetzen. Heute scheint es so, daß der Zaun aus den Siedlern eine verschworene Gemeinschaft geschmiedet hat.

Nach zähen Verhandlungen mit den Siedlern, wohl aber auch auf den Druck der öffentlichen Meinung hin, die sich in vielen Leserbriefen und Artikeln in Hamburger Zeitungen gegen diese Einzäunung des Waldes richtete, gab Friedrichsruh schließlich klein bei. Anfang 1933 machten zwei Pforten den Zaun wenigstens etwas durchlässiger. Die Siedler erhielten auf Antrag Schlüssel und Passierschein, der auf Anforderung den Forstbeamten vorzuzeigen war. Mißbrauch oder Übertretung des Vertrages zog Einziehung der Erlaubnis nach sich.

Und wenn schon?!

Die Freude über das Glück, in der Waldsiedlung ein zweites Zuhause gefunden zu haben, ließ die meisten Siedler allen anderen Ärger ohnehin schnell vergessen. Und als Glücksfall dürften die meisten ihr Nest im Grünen tatsächlich empfunden haben — dafür gibt's sogar ein schriftliches Zeugnis.

Mit der Zeitung von heute wird morgen zwar schon Fisch eingewickelt, in 50 Jahren aber ist eben diese Zeitung Geschichte, ein historisches Dokument.

Beim Blättern in alten Bänden der „Schwarzenbeker Nachrichten“ ist mir ein solches Zeitdokument, datiert vom 21. Mai 1931, in die Hand gefallen.

Es berichtet vom Besuch zweier Reporter in der Waldsiedlung. Sie wollten sich einmal vor Ort davon überzeugen, wie's da im Wald von Dassendorf denn nun wirklich aussieht und zugeht. Sicherlich wird sich manch ein älterer Dassendorfer in seine Jugend zurück versetzt fühlen, liest er, was die Reporter damals zu berichten wußten.

Mit dem Postauto waren sie angereist und sind dann „zu Fuß durch den herrlichen Birkenwald gegangen, im Hintergrund das schöne Tannengrün, gestaffelt weiter hinten das Sachsenwaldgrün“

Weiter heißt es:

„Wo stehen denn nun die vielen sogenannten Hütten, die fast unbewohnbar, oder wo sich die Menschen doch so wohl fühlen sollen? Gleich am Waldrand schimmert es blaugrau zu uns herüber, also die erste Wohnstätte. Nach Erlaubnis des Besitzers dürfen wir eintreten, und er gewährt uns einen Einblick in die ihm so trauten Räume: Großer Wohnraum, zwei praktische Schlafnischen und kleine Küche — alles gut gestrichen. Freude strahlte aus seinem Gesicht, und Glück leuchtete aus seinen Augen über dieses Heim, das er sich vor Jahren selbst geschaffen. Doppelte Bretterwände nur — und warm soll es im Winter hier drinnen sein; Frau und Tochter bestätigten es. Doch weiter — es sollen ja hier über 100 Siedlungshäuser stehen. Wir wollen Ansichten hören, um uns selbst ein Urteil zu bilden.

Versteckt im Grünen, friedlich am Kaffeetisch, sehen wir viele Familien oder stören sie in dem stärkenden Mittagsschlaf, in Hängematten, auf provisorischen Sofas oder auf dem Bett der Erde ruhend, alles Freunde der

Natur, die sich freuen, hier draußen weilen zu können. Hier hält ein Auto! Dort eine neue Siedlung.

„Guten Tag, dürfen wir eintreten, Sie in Ihrem trauten Heim besuchen?“

„Gern“, lautet die Antwort, „meine Frau kocht gerade Kaffee auf der Spritflamme, vielleicht mundet er Ihnen.“ Wir danken, wir wollen ja die Häuslichkeit sehen, hören, ob die Bewohner der Siedlungen sich wohlfühlen. Innen und außen das kleine Bretterhäuschen schön gestrichen, Vorraum, Kochnische mit Herd, kleiner, gemütlicher Raum nebenbei, aber wo sind die Betten?

„Bitte hier, eine Treppe höher“.

„Da muß es doch zu warm sein!“

„Nein, nein. Hier im Wald ist es abends immer kühl, wir schlafen hier länger und fester als in der Stadt, hier sind wir gesund. Auch im Winter ist es hier warm, fünfeinhalb Tage lang freuen wir uns wöchentlich auf die eineinhalb Tage, die wir hier sein können. Sie müssen die Stunden miterleben, dann können Sie davon reden, was das für uns bedeutet, wenn unser Auto hier einfährt.“

Gleich nebenan steht schon wiederum ein kleines, massives Häuschen „Uns Neß“. Schmal, drei Räume hinter einander, etwa 30 Quadratmeter Wohnfläche. „Ist es nicht etwas zu klein?“ „Was, klein? Gemütlich, gemütlicher wollen wir es nicht haben. Hier ist alles praktisch, es ist, was wir brauchen—bitte, bitte treten Sie ein!“ Wirklich, klein und gemütlich im Zimmer, nebenan vier Betten — Schiffskajüte II. Klasse könnte man es nennen.

„Selbstverständlich wohnen wir hier im Sommer und im Winter.“ Ein älterer Herr erklärt uns strahlend sein Häuschen nebenan. „Winter und Sommer wohne ich hier, ich mag auf der Etage in Hamburg nicht sein.“

Ärgerlich blickt er umher, als er uns erklärt, daß er mit dem Bau des Hauses für seinen Schwiegersohn nicht weiterkommen kann, da er die Bretterwände durch massive Mauern ersetzen will.

Es geht weiter — dort steht ein Bretterhäuschen älteren Datums. „Jawohl, vier Jahre wohnen wir schon hier, meine Arbeit habe ich in Hamburg. Ich möchte nicht wieder in die Etagenwohnung zurück, schon aus Gesundheitsrücksichten. Sehen Sie doch unser gesundes Kind an!“

Wieder hinein in den Wald — schmucke, kleine Hütten links und rechts. Mutter Natur hat ein großes, ausgehobenes Hausfundament zur Badeanstalt gemacht — gegenüber sind aus einer Sumpfecke Karpfenteiche entstanden — auf weißen Birkenbrücken wandern wir hinüber, frisches, klares Quellwasser sprudelt in den Teich hinein. An der Ecke haben vier Geschwisterpaare eigenhändig auf Holz aus ihrem Besitz ihr Heim gezimmert. Zufriedenheit und berechtigter Stolz über dieses Eigenheim klang aus ihren frischen Worten.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle zufriedenen Äußerungen in und vor den Siedlungen aufführen wollten. Eins aber steht fest: Die Familien, die hier wohnen, fühlen sich wohl, sehr wohl, und ist die Wegefrage hier erst gelöst, dann könnte man das Ganze als Erholungsheim bezeichnen.

Gern haben wir den Wunsch eines Siedlers, der uns erkannte, hiermit erfüllt: „Schriebens man hieröber, aber so, wied is.“ Und wie es ist, so haben wir es geschrieben, dabei die Fragen, die mit den Jahren noch zu lösen sein werden, unberücksichtigt gelassen, sowohl für die Landverkäufer als auch für die Siedler. Nur eins wollen wir hoffen: Daß auch nach Jahren dieselben frohen Äuße-



Das Wochenendhaus der Familie Weland im Kauersweg um 1925

rungen von den Siedlern fallen werden, daß sie fürs Leben das gefunden haben, was sie suchen: Ein Heim, um glücklich zu sein.“

Ganz gewiß sind die von den Reportern erhofften „frohen Äußerungen“ auch in den nachfolgenden Jahren noch gefallen, etliche Siedler haben zwischen 1932 und 1939 sogar ihren Traum verwirklicht, haben der Stadt den Rücken gekehrt und sind endgültig nach Dassendorfgezogen — daß ein trautes Heim allein jedoch noch lange nicht zum Glücklichein ausreicht, sollte sich ziemlich genau zwölf Jahre nach dem Zeitungsartikel in grausamer Weise bestätigen: Nach den schrecklichen Luftangriffen auf Hamburg im Juli 1943 verlor die Walsiedlung endgültig ihren Charakter als Wochenendkolonie.

Glückliche Gesichter dürfte man in diesen Tagen wohl kaum gesehen haben.

An die 2.000 Menschen mußten damals über Nacht bei den 330 Siedlerfamilien und im Dorf untergebracht werden. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, wieviel Organisationstalent allein dafür nötig war, all diese Menschen wenigstens einigermaßen satt zu kriegen. Allen ein Dach über dem Kopf zu beschaffen, war ausgeschlossen. Dennoch blieben schließlich 820 Personen, von denen etliche vor ihrer Ausbombung Dassendorf höchstens dem Namen nach gekannt hatten.

Zum Glück im Unglück war Sommer. Zahlreiche Menschen konnten im Freien übernachten, bis auch für sie aus zusammengesuchtem Baumaterial wenigstens eine notdürftige Behausung zurechtgezimmert war.

Der Hamburger NS-Gauleiter Karl Kaufmann kam Mitte August 1943 und sprach in der Waldschänke zu „seinen Hamburgern“. Er forderte sie auf, sich ihre Notunterkünfte so schnell wie möglich nach eigenem Ermessen auszubauen. Vor dem Krieg hätten dieselben Hamburger für „wildes Bauen“ gehörig eins aufs Dach bekommen —jetzt war alles erlaubt.

Verständlich, wenn so manche ehemals schmucke Laube durch An- und Ausbau zu einer unansehnlichen Hütte verunstaltet wurde. Die 18 „Ley-Häuser“, Blockhütten von 5 mal 4,10 Meter (benannt nach dem „Führer der Arbeitsfront“ und der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ (KdF) Robert Ley), die als Schnellbauhilfe der NS-Regierung aufgestellt wurden, dürften sich gegen so manchen der Behelfsbauten wie Luxusbungalows ausgemacht haben. Bei einem Spaziergang durch die Waldsiedlung erinnert heute kaum noch etwas daran, daß hier einmal Not und Elend beheimatet waren...

Vom Leben auf dem Lande

Welcher darbende Großstädter hätte sich während des Krieges und nach dem Zusammenbruch 1945 nicht gewünscht, irgendwo auf dem Lande zu leben, in der Nähe von wogenden Getreidefeldern und fetten Wiesen, auf denen Kühe mit prall gefüllten Eutern weiden — wer wäre nicht gern unter dem tief geduckten Strohdach eines Bauern zu Hause gewesen, wo die Mettwürste, Speckseiten und die geräucherten Schinken von der Decke hängen, wo im Keller Berge von Kartoffeln lagern und trockne Buchenscheite aufgestapelt neben dem Kachelofen liegen?! Welcher Großstädter hatte in diesen schweren Jahren nicht solche oder ähnliche Visionen vom Leben auf dem Lande?

Wenn er dabei allerdings ausgerechnet Dassendorf in den Mittelpunkt seines Wunschdenkens gerückt hätte, wäre er wahrhaftig schlecht beraten gewesen. Schon die Schilderung der Zustände nach den Bombenangriffen auf Hamburg war keine Empfehlung für einen Kuraufenthalt in Dassendorf. Aber auch nach der Kapitulation, nach der Befreiung, zeigte sich noch lange kein Silberstreif am Horizont.

Im Gegenteil!

Nun mag mancher meinen, wir sollten froh sein, daß diese schlimmen Zeiten der Vergangenheit angehören, wir sollten sie schleunigst vergessen. Ich meine jedoch, auch das Schreckliche muß — ohne den erhobenen Zeigefinger — der Erinnerung zugänglich bleiben. Wie sollten gerade die jungen Menschen sonst erkennen können, wie gut es uns heutzutage geht...

Quasi als Beweis für „diese meine These“ möchte ich aus dem Protokollbuch über die öffentlichen Sitzungen des Dassendorfer Gemeinderats in den ersten Nachkriegsjahren zitieren.

Dieses in deutscher und lateinischer Schrift verfaßte Buch ist ein Zeitdokument, das von großer Not zu berichten weiß — aber auch davon, wie man sich in Dassendorf die Ärmel aufkremelte und sich behauptete, wie man Pläne für die Zukunft schmiedete und schließlich wieder festen Boden unter die Füße bekam.

Die Protokolle lesen sich spannend wie ein Krimi, der hin und wieder mit heute humoristisch anmutenden Einlagen gewürzt ist — ging's doch zum Beispiel auch darum, ob „Nolte am Quellenweg für Haareschneiden von Kindern Reichsmark 0,75 nehmen durfte“.

In der Niederschrift über die Sitzung vom 8. Dezember 1945 beklagt sich der spätere Bürgermeister Wilhelm Rugenstein darüber, daß es keine Dorfgemeinschaft zu geben scheint. Der Protokollführer notierte: „Siedlung und Bauern, alles zusammen ergeben aber nur das Dorf, denn wir alle gehören zusammen.“

Die offensichtlich fehlende Bereitschaft zu mehr Gemeinsamkeit war übrigens keine durch Ausgebombte und Flüchtlinge hervorgerufene Nachkriegerscheinung.

Die Kluft zwischen Siedlern und Bauern existierte bereits lange vor dem Krieg. Mir liegt die Arbeit einer jungen Studentin über ihr Landschulpraktikum in Dassendorf vor,

aus der ich zum besseren Verständnis der These vom „geteilten Dassendorf“ ein paar Sätze einfügen möchte.

Die Studentin schrieb Ende der dreißiger Jahre, daß die Bauern mit dem Verkauf ihrer Holzkoppeln aus geschäftlicher Sicht zwar mehr als zufrieden waren, nicht aber mit den Folgen.

Wörtlich heißt es dann:

„Es lebten nämlich bald nicht mehr nur „Wochenendler“ in der Waldsiedlung, meist finanziell sicher stehende Hamburger, die pünktlich ihre Gemeindesteuern schickten, sondern es ließen sich dort in den Häusern, die findige Makler regelrecht zum Vermieten erbaut hatten, Hamburger Arbeiter nieder, die in der Geesthachter Pulverfabrik Stellung hatten oder suchten! Es stellte sich aber nur zu bald heraus, daß es leider nicht immer die beste Art von Menschen war, die sich hierher verzogen hatten und deren Kinder nun in Dassendorf zur Schule gehen mußten.

Ein anderer kleiner Teil der ursprünglichen Wochenend-Siedlung entwickelte sich in erfreulicher Weise zur Wohn-Siedlung...

Diese Lebenskreise nun, der Dassendorfer Bauer und der Fabrikarbeiter aus der Siedlung, die auch wieder in zwei verschiedenen Ebenen leben, sind in der Landgemeinde Dassendorf sehr scharf voneinander getrennt...”

Glaubwürdig, ja authentisch, wird diese Feststellung der Studentin vom beziehungslosen Nebeneinander der einzelnen Lebenskreise, weil sie ihre Arbeit unter der Aufsicht des legendären Dorflehrers und Dassendorf-Kenners Hans Einfeldt verfaßt hat.

Nun sollte man annehmen, daß die Siedler, die eigentlich ja wissen mußten, wie man sich fühlt, wenn zwischen Alt- und Neubürgern ein scharfer Trennungsstrich gezogen

bleibt, wie man empfindet, wenn man insgeheim als Eindringling betrachtet wird—man sollte vermuten, daß eben diese Siedler aus ihrem eigenen Schicksal gelernt haben und die Nestwärme, die man ihnen verweigerte, anderen zu geben bereit waren.

Ein Zitat aus dem Protokoll der öffentlichen Gemeinderatssitzung vom 10. Mai 47 läßt Zweifel zu.

Dort heißt es unter anderem:

„Frau Prey wirft die Frage auf, warum die Siedlergemeinschaft eine Aufnahme der Flüchtlinge in ihren Bund verweigert. Herr Rosorius, Leiter der hiesigen Ortsgruppe, meint, die alteingesessenen Siedler haben den Vorzug, und könnten sich die Flüchtlinge ja einen Kleingartenverein gründen.“

Doch blenden wir noch einmal ins Jahr 1945 zurück. Nachdem die Gemeinde davon Kenntnis nehmen mußte, daß ihr Ortsbauernvorsteher von den Tommys abgesetzt worden war, weil er schon 1932 in die Partei eintrat, mußte sie am 28. Dezember 1945 auch von ihrem ersten Nachkriegsbürgermeister Abschied nehmen.

Die Begründung im Protokollbuch:

„Der Bürgermeister hat sich Verfehlungen auch noch in der letzten Zeit zuschulden kommen lassen, die sich mit seinem Amt nicht in Einklang bringen lassen. Er hätte sich mit Ausländern zu dem Bauern Gebert gegeben, wo auf seine Veranlassung hin an die Letten zwei Zentner Kartoffeln ausgehändigt seien, gegen Zahlung von M 8,—. Der Bürgermeister bestreitet dieses nicht, meint aber, die Kartoffeln wären doch sozusagen frei im Handel gewesen.

Herr Rugenstein gibt einen Fall bekannt, daß im Beisein des Herrn Bürgermeisters von den Engländern bei den Bauern Berodt u. Schulz je ein Schwein entnom-

men ist. Ob dafür Requirierungsscheine gegeben seien, ließ sich nicht feststellen. Herr Bürgermeister bestreitet, daß er bei der Abholung der Schweine zugegen gewesen sei.“

Tja, bei der sich anschließenden Abstimmung der Gemeindevertreter über die Vertrauensfrage unterlag der Bürgermeister.

Wilhelm Rugenstein wurde sein Nachfolger.

Zur ersten Sitzung am 11. Oktober 45 waren acht Herren geladen worden, auf der Sitzung am 12. Januar 1946 war das Gremium bereits auf 14 Vertreter angewachsen. Es gab eben viel zu tun.

Eine Kardinalfrage in diesem Winter lautete: „Wie kriege ich meine Stube warm?“ Brennmaterial war so knapp wie Wasser in der Wüste — und dann handelt der mit der Verteilung dieser Raritäten von der Gemeinde beauftragte Herr S. noch so „ungeordnet“, daß ein Untersuchungsausschuß gebildet werden muß. In der Niederschrift steht dazu:

„Bis jetzt hat Herr S. weder einen Bericht gegeben, wieviel Holz geschlagen sei und wo das verschwundene Holz von der Chaussee geblieben ist... in der Aussprache wurden Fälle bekanntgegeben, die gerade kein günstiges Licht in seine Geschäftsführung werfen.“

Nachdem der Untersuchungsausschuß getagt hat, stellt sich jedoch alles als ziemlich harmlos heraus. Ein Barüberschuß von RM 529,78 ist inzwischen an die Gemeinde überwiesen.

Das begehrte Brennholz war eigentlich in jeder der ersten Nachkriegssitzungen eines der Hauptthemen. Im Februar 46 wird beispielsweise Klage darüber geführt, daß die von der Gemeinde eingestellte Kolonne fürs Holzfällen zu hoch bezahlt wird. Das Protokoll läßt jedoch noch eine Alternative zu. Es steht dort nämlich:

. oder die Bauern, die selber fällen, bekommen zu wenig. Der Einwand der Bauern, daß sie Nutzholz liefern, wird dahingehend abgewiesen, daß es ja in ihrer Hand liegt, Brennholz zu liefern, das von uns ja nur gefordert wird. Und weshalb drängen sich die Bauern denn, das Holz selber zu fällen?“

Ich meine, auch dieses Zitat läßt den leisen Verdacht zu, das Verhältnis der Ureinwohner zu den Zugereisten war damals nicht von reiner Liebe diktiert.

Der Bau, die Instandhaltung der Wege war in Dassen-dorf schon immer ein Thema, das allen unter den Nägeln brannte. Warum nicht auch den Vertretern auf ihrer Sitzung am 19. Januar 1946. Im Protokoll steht:

„Über den Wegebau entspinnt sich eine Aussprache denn fast alle sind daran als Leidtragende beteiligt. Die Arbeit ist fast lediglich eine Transportfrage. Die Bauern sind augenblicklich aber mit ihren Fuhrwerken so überlastet, daß ein zusätzliches Fahren für den Wegebau kaum in Frage kommt. Weil das Ausbessern der Wege gründlich gemacht werden soll und muß, müssen wir Schotter in die Wege bringen. Es handelt sich nur um Fuhrwerke für das Herbringen des Schotters von Hamburg nach hier. Die Transportfrage muß unbedingt zuerst und sofort geregelt werden.“

Jeder dürfte sich unschwer vorstellen können, daß in einer zu 53 Prozent durch Bomben zerstörten Stadt wie Hamburg Schotter im Überangebot zu haben ist. Aber eben die leidige Transportfrage. Im Protokoll der Sitzung vom 11. Mai 1946 heißt es unter Punkt 3:

„Wegebau ist ein Geschäft, das eine Menge Zeit verschlingt. Versprechen sind billig, aber das Halten der



Der Meyersche Hof—früher im Besitz der Familie Eck

Versprechen kommt uns teuer zu stehen. Wenn wir einen Fuhrmann wissen, haben wir keinen Brennstoff, und ohne denselben ist an ein Fahren nicht zu denken. Der Sommer geht vorüber, und es ist nichts getan!“

Das klingt bitter!

Auch am 9. Februar 46 lag das Problem ungelöst auf dem Tisch:

„Der Wegebau muß jetzt energisch in Angriff genommen werden, denn die Wege sind in einem unerträglichen Zustand. Schade, daß der Ortsbauernführer nicht anwesend ist, um nun endlich zu wissen, woran wir mit den Spanndiensten der Bauern sind. Es soll versucht werden, die Unkosten durch Spenden zu decken.“

Die Bauern im Dorf sollen übrigens ebenfalls um Spenden gebeten werden, weil sie die Wege ja auch kaputtfahren. Aber was nützt das Geld, wenn keiner fährt? Wie wir alle wissen, sind noch heute — fast 40 Jahre später—etliche Wege in der Waldsiedlung kaum befahrbar.

Damals aber muß es tatsächlich schlimm gewesen sein. Bis zur Omnibushaltestelle an der Chaussee mußten die Siedler bis zu 20 Minuten und mehr laufen. Von Herbst bis Frühjahr aber waren die Wege ein einziges Matsch-See. So konnte man dann die Arbeiter und Angestellten jeden Tag frühmorgens in die eine und spät abends in die andere Richtung dick verhummt, mit Gummistiefeln zwischen den Pfützen herumspringen sehen. An der Bushaltestelle hatte die Gemeinde extra eine Schutzhütte aufstellen lassen, in der sich die Pendler für die Stadt umkleiden konnten.

In den Wintermonaten mußten sie sich sogar zusätzlich noch mit einer Petroleumlampe ausrüsten — denn in der Waldsiedlung war's stockfinster. Petroleum aber war rationiert und gab's nur auf Bezugschein. Zu Hause aber wollte schließlich auch keiner im Dunkeln sitzen...

Erst am 28. August 1949 konnten die Bewohner der Waldsiedlung mit einem Lichtfest die Verwirklichung ihres Traums von der Elektrizität feiern und Abschied nehmen von der Zeit der Petroleum- und Karbidlampen, von den Hindenburglichtern und den Haushaltskerzen.

Zehn Privatleute hatten Anfang 1948 die Interessengemeinschaft „Stromversorgungsverein der Siedlung Das-

sendorf⁴ gegründet. Hauptproblem war seinerzeit die Beschaffung der Lichtmasten oder Laternenpfähle. Der Kreuzhornweg, Müssen weg, Mühlenweg und der Born weg bekamen damals als erste Licht.

Auf seiner letzten Hauptversammlung löste sich der Verein am 12. März 1955 wieder auf. Alle Anlagen, einschließlich der Straßenlaternen, waren bezahlt und konnten somit in die Obhut der Gemeinde übergeben werden.

Als Beweis für tadelloses Wirtschaften konnte der Verein der Gemeinde noch einen Überschuß von 2.542 Mark als Spende für gemeinnützige Zwecke überweisen.

Aber gehen wir nach diesem kleinen Abstecher wieder zurück in die lichtlose Zeit des Jahres 1947.

Die Gemeindevertretung war um ihre Arbeit ganz gewiß nicht zu beneiden. Sie stand bei der Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigsten immer wieder vor schier unlösbaren Problemen — und sah sich dann auch noch oft genug Vorwürfen gegenüber, das Wenige, das angeschafft werden konnte, ungerecht verteilt zu haben.

So wurde zum Beispiel auf einer Siedlerversammlung im Frühjahr 47 die Verteilung der Pflanzkartoffeln durch die Gemeinde bemängelt.

Es fiel damals der Satz: „Diese Herren in der Gemeindeverwaltung, die eine Kartoffelverteilung nach Personenzahl und nicht nach Landbesitz vorgenommen haben, sind fehl am Platz!“

Der Siedlerbund forderte, daß seine Mitglieder, genau wie die Bauern, nach Landbesitz mit Pflanzkartoffeln beliefert werden.

Die Gemeinde nahm dazu wie folgt Stellung:

„Hiergegen wäre nichts einzuwenden, wenn die Siedler ebenfalls zur Ablieferung von Kartoffeln herangezogen und die Kartoffeln nicht für sich verbrauchen oder unter

der Hand verkaufen würden. Unter den jetzigen Verhältnissen wäre es aber nicht gerechtfertigt, einer zweiköpfigen Familie, nur weil sie in der glücklichen Lage gewesen ist, sich einige Morgen Land zu verschaffen, eine viel größere Zuteilung von Pflanzkartoffeln zu geben als einer zehnköpfigen Familie, die nur 100 qm Land besitzt. Der Siedlerbund hat Kunstdünger, Einmachdosen, und -deckel doch bisher auch nicht nach Grundbesitz, sondern nach Kopffzahl verteilt!“

Der Streit wurde beigelegt. Die Entscheidung der Gemeinde nicht revidiert.

In einem anderen Fall übler Nachrede wurde im April 1948 sogar Strafantrag gestellt. In aller Öffentlichkeit waren „von gewissen Personen“ Angriffe gegen den Gemeinderat, gegen die Angestellten der Verwaltung und gegen die Bezugsscheinkommission gerichtet worden. In Zeugengegenwart wurde sogar von einer Frau im Gemeindebüro die völlig haltlose Behauptung aufgestellt, die Frau eines Landwirts habe von der Verwaltung unberechtigt ein paar Strümpfe bekommen. Wörtlich heißt es dann:

„Da sich in letzter Zeit die anonymen Schreiben und andere schriftliche Angriffe ereignen, muß festgestellt werden, daß es sich um absichtliche und böswillige Verleumdungen handelt, die systematisch in die Bevölkerung hineingetragen werden, um nachher als Wahlmanöver zu dienen!“

An Wahlkampf wurde trotz der Alltagssorgen also auch gedacht!

Die erste Wahl zum Gemeinderat hatte übrigens am 15. September 1946 stattgefunden.

Reihen wir noch ein paar wörtliche Zitate aus dem Protokollbuch über Sitzungen aus den Jahren 46 und 47 kommentarlos aneinander. Sie sprechen für sich selbst. Da heißt es unter anderem:

„Zwecks Papiereinsparung sollen in Zukunft nur noch drei Aushänge mit Einladungen für die Gemeinderatssitzungen gemacht werden!“

„Die Strohverteilung ist leider nicht reibungslos verlaufen. Personen, die sich unrechtmäßig Stroh angeeignet, bzw. irrtümlich mehr als zwei Bund Stroh erhalten haben, sollen von der Belieferung mit Bezugsmarken bis zum 31.3. 47 ausgeschlossen werden, wenn das zuviel entnommene Stroh nicht bis zum 26. Oktober zurückgegeben ist.“

„Großstädte wie Hamburg haben eine Erhöhung der Lebensmittelrationen erhalten, während wir in den Randgebieten von dieser Erhöhung ausgeschlossen wurden. Diese Maßnahme bedeutet für unser Notstandsgebiet eine besondere Härte. Die Gemüse- und Obstzuteilung ist eher schlechter als besser als in Hamburg.“

„Die Bevölkerung ist empört über die hiesige Eierablieferung von 40 Stück pro Huhn, wogegen Hamburger Hühnerhalter nur mit einer Ablieferung von 10 Stück pro Huhn herangezogen werden.“

„Es wird die geringe Bezugscheinausgabe bemängelt. Von verschiedenen Bekleidungsarten ist nur je ein Stück für die gesamten 1.500 Einwohner vorhanden.“

Dem Bezugschein für einen Anzug standen 38 Anträge gegenüber. 132 Frauen wollten ein neues Kleid. Zwölf Bezugscheine gab's aber nur. Bei Frauenschuhen war das Verhältnis 290 zu 33, bei Wassereimern 68 zu 1.

Wenn man einen Bezugsschein ergattert hatte, bedeutete das übrigens noch lange nicht, daß man den Berechtigungsschein auch einlösen konnte. Die Lager waren leer —jedenfalls bis zur Währungsreform. Da gab's plötzlich wieder alles.

Dassendorf mußte von allen Gemeinden des Kreises die weitaus meisten Ausgebombten und Flüchtlinge aufnehmen. Kein Wunder also, wenn die Gemeindevertretung trotz allen Mitgefühls eine strenge Auslese treffen mußte, wenn es um neue Zuzugsgenehmigungen ging. Das „Fassungsvermögen“ war restlos erschöpft.

Auch wenn es heute seltsam anmuten mag, aber der Antrag eines Herrn aus der Nähe von Husum, zu seiner Ehefrau nach Dassendorf ziehen zu dürfen, wurde mit dem Hinweis abgelehnt, daß die Frau dort hinziehen müsse, wo der Ernährer wohnt und seine Beschäftigung hat — und nicht umgekehrt.

Der Zuzug einer Schwägerin mit ihrem Kind wurde abgelehnt, weil ein einziges Zimmer für fünf Personen zu klein war. Eine Mutter durfte nicht zu ihrem Sohn kommen, weil er selbst nicht über eignen Wohnraum verfügte. Eine Frau wollte heiraten, ihr Mann aber mußte in Hamburg bleiben.

Nun könnte man eigentlich annehmen, die Gemeinde wäre über jeden froh, der seine Zelte woanders aufschlagen wollte.

Weit gefehlt! Nicht über jeden!

Als im März der Schuster nach Aumühle gezogen war, herrschte helle Aufregung im Gemeinderat.

Im Protokoll vom 9. März 46 steht:

„Aumühle hat dem Schuster, ohne sich an das Kreiswohnungsamt zu wenden, Wohnberechtigung erteilt und ihn abgeworben. Der Bürgermeister hat sich beschwerdeführend an die Handwerkskammer, an Aumühle und an das Kreiswohnungsamt gewandt.“

Zwei Passagen aus dem Protokoll vom 13. Juli 1946 scheinen sich auf den ersten Blick nicht so recht miteinander zu vereinbaren. Einmal heißt es:

„Das Flüchtlingsproblem bereitet der Gemeindeverwaltung zur Zeit große Schwierigkeiten. Der Flüchtlingszustrom hält unvermindert an, und wir sind seit einigen Monaten nicht mehr in der Lage, diesen Menschen eine einigermaßen menschenwürdige Unterkunft zu bieten. Jede weitere Flüchtlingszuweisung muß unterbunden werden..

— und zum anderen:

„Der Bau eines Spritzenhauses ist eine dringende Notwendigkeit. Das Spritzenhaus soll ein Bau werden, der sich in die Landschaft einordnet und dem Zwecke entspricht. Im Haushaltsplan waren hierfür RM 6.000 vorgesehen, jedoch wird dieser Betrag nicht ausreichend sein.... mehrere Bauunternehmer werden einen Kostenvoranschlag ausarbeiten. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.“

Können und dürfen verantwortungsbewußte Christenmenschen eigentlich an den Bau eines Spritzenhauses denken, um ein Feuerwehrauto unterzustellen, wenn gleichzeitig unzählige Menschen buchstäblich auf der Straße liegen — wenn in Dassendorf noch etliche Flüchtlinge umquartiert werden müssen, weil sie in notdürftig zusammengengelassenen Bretterbuden leben und im bevorstehenden Winter unweigerlich erfrieren würden?

Hier also das schier unlösbar erscheinende Flüchtlingsproblem, das den Verantwortlichen nachts den Schlaf raubt — und daneben das unzweifelhaft belebende Gefühl, etwas Neues zu schaffen, aufzubauen, an der Zukunft zu basteln, die Voraussetzungen für ein besseres, ein normales Leben zu schaffen, zu träumen, in der Phantasie schon die Feuerwehrkapelle bei der Einweihung des neuen Gebäudes spielen zu hören und lauter fröhliche Gesichter zu sehen.

Ich meine, der Mensch braucht die Hoffnung auf ein besseres Morgen und die Möglichkeit, die täglichen Sorgen

abzustreifen und Pläne zu schmieden, sonst würde er im wahrsten Sinne des Wortes verrückt werden — oder aufgeben!

Die Dassendorfer Gemeindeväter hatten damals sogar noch weitere schöne Ziele vor Augen — nämlich den Bau einer Turnhalle und den einer Badeanstalt.

Das stimmt tatsächlich!

Im Haushaltsplan 1946 mußte der Titel Spritzenhaus wegen von der Militärregierung angeordneter Sparmaßnahmen zunächst gestrichen werden.

Aber schon bei der Einbringung des Nachtragshaushalts hieß es, „daß der notwendige Bau eines provisorischen Spritzenhauses an der Schule erfolgen soll... Die Deckung dieser Ausgaben soll erfolgen durch die Streichung des Titels 4/5, Bau einer Badeanstalt, weil derselbe in diesem Jahr nicht mehr zur Ausführung kommen kann!“

Hut ab!

Wie würden wir dastehen, hätten wir etwas von diesem bewundernswerten Aufbauwillen mit in unsere Tage hinüberretten können?! Die Gemeindevertretung hätte es mit ihrer ehrenamtlichen Arbeit sicher oftmals leichter.

Rund um den Kirchturm

Auf dem Altar der Dassendorfer Kirche liegt unter der Bibel, gleichsam als Lesestütze, ein Stein mit Vergangenheit, ein Zeuge aus der Geschichte des Dorfes. Er wurde beim Ausschachten der Baugrube für das Altenteilerhaus des Landwirts Heinrich Haack am Hohlweg gefunden und seiner Bedeutung entsprechend behandelt. Er bekam den Ehrenplatz auf dem Altar, weil sich die Experten darüber einigten, daß der Stein vor über 400 Jahren schon Zierstück irgendwo im Gemäuer des ersten Dassendorfer Gotteshauses war. Ob diese „Vitikapelle“ am Hohlweg auch gestanden hat oder ob der Stein nur zufällig dorthin verschlagen wurde, bleibt unergründlich.

Ob er tatsächlich Teil der Kapelle war, kann mit letzter Konsequenz natürlich auch nicht gesagt werden — könnte er doch ebenso gut einem durchreisenden Steinsammler irgendwann einmal aus der Tasche gefallen sein. Unmöglich ist schließlich so gut wie nichts!

Solange jedoch nicht das Gegenteil bewiesen ist, gilt dieser „Altarstein“ als echter Dassendorfer. Und das ist gut so.

Zweifel am Werden und Vergehen einer Kapelle im Dassendorf des 16. und 17. Jahrhunderts gibt es nämlich nicht.

1581 werden die zur Mutterkirche im benachbarten Brunstorf gehörenden Kapellen in Kröppelshagen, Dassendorf und Havekost erstmals erwähnt. Mindestens zwei davon mußten sogar schon 1319 bestanden haben, denn auf einem Dokument aus diesem Jahr werden für Brunstorf Einnahmen „de capellis“, also in der Mehrzahl „von Kapellen“, verrechnet.

Hätte der Kirchenbuchhalter damals eine etwas ausführlichere und namentliche Aufstellung gemacht, wäre Dassendorf heute vielleicht schon 15 Jahre älter — doch was sind schon eineinhalb Jahrzehnt, wenn's um Jahrhunderte geht...

In einem Visitationsprotokoll von 1614 wird die Dassendorfer Kapelle dann wieder bei Namen genannt — jedoch mit dem Hinweis, daß „diese Kapell nicht mehr in messe“ sei. Sie wurde demnach nicht mehr benutzt.

1683 heißt es schließlich: „Dassendorf, allda eine Kapelle, aber niedergefallen!“

Da das Gebäude schon 1614 nicht mehr genutzt wurde, ist sein Zerfall also keineswegs, wie heute vielfach noch angenommen, auf die Nöte und Wirren des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) zurückzuführen. Das unrühmliche Ende des Gotteshauses, ausgelöst durch Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, dürfte wohl doch mehr eine ganz simple Folge der Reformation gewesen sein.

Die Einwohner unserer Gegend hier, mithin auch die Dassendorfer, haben das Werk Martin Luthers eben nicht nur als Befreiung vom Katholizismus, sondern vom kirchlichen Leben überhaupt begriffen und empfunden.

Die Geistlichkeit hatte demnach in diesen Jahren kaum einen triftigen Grund, wohlwollenden Auges auf die Gesamtheit ihrer Schäfchen zu schauen.



Die Dassendorfer Kirche im Dezember 1960 — damals stand sie noch auf freiem Feld

Und umgekehrt?

Nun ja, 1581 war's halt auch 'mal umgekehrt!

Und weil dergleichen so außergewöhnlich selten ist, längst der Geschichte angehört, irgendwie so schön menschlich erscheint, soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Brunstorfer Pastor und seine Frau im Jahre 1582 dem Druck auch der Dassendorfer „öffentlichen Meinung“ weichen mußten.

Im Visitationsprotokoll ist dazu vermerkt: „Die Leute halten ihren Prediger nicht in Ehren, verachten ihn. Der Pastor und seine Frau sind laut ihrer Bekenntnis Ehebrecher und Ehebrecherin!“

Ob die Männer oder die Frauen die treibende Kraft beim Hinauswurf des Pastors waren, ob das Treiben im Pastorat vielleicht sogar als Entschuldigung oder gar Antriebsfeder für eigenes Fehlverhalten in der Ehe herangezogen wurde, ist urkundlich nirgendwo festgehalten.

An die dreieinhalb Jahrhunderte nach diesem einmaligen „Sündenfall“ sollte sich das Verhältnis der Dassendorfer zu ihrer Kirche in Brunstorf plötzlich bis auf den Nullpunkt abkühlen. Man folgte dem Trend der Zeit. Die Kirche war im Dritten Reich von 1933 bis 1945 nicht mehr „in“.

Rückschauend steht dazu im Brunstorfer Kirchenbuch: „Brunstorf und Havekost standen den Nationalsozialisten zumindest abwartend gegenüber. In der Partei waren nur wenige Bauern. Dassendorf dagegen zeigte sich der Partei gegenüber aufgeschlossen und entfernte sich von jedem kirchlichen Leben, soweit ein kirchliches Leben überhaupt noch möglich war. In dieser Zeit sollen nicht wenige es abgelehnt haben, bei Beerdigungen die Grabpredigt in der Kirche zu hören!“

Die zwölf Jahre des auf tausend Jahre angelegten Spuks gingen im Mai 1945 vorüber und auch aus den Ruinen des kirchlichen Lebens wuchs neues Leben. Die Bande zu Brunstorf wurden wieder enger und fester geknüpft. Bei einigen der alteingesessenen Familien des Dorfes sogar so fest, daß sie nur schwer wieder zu lockern waren, als Dassendorf eine eigene Kirche bekam. Damals, vor nunmehr auch schon wieder 25 Jahren, soll manch ein Bauer gesagt haben, mit der neuen Kirche im Dorf nichts zu tun

haben zu wollen. „Uns Kark steiht in Brunsdörp“, hieß es dann.

Im Grunde genommen eine verständliche Reaktion, lagen doch auch ihre Familiengräber im Nachbardorf, und der gemeindeeigene Friedhof in Dassendorf wurde erst am 20. April 1968 eingeweiht.

Der Entschluß, im Gebiet der Waldsiedlung eine Kapelle zu bauen, wurde Anfang 1959 gefaßt.

1939 zählte Dassendorf 408 Seelen — 1960 bereits 1708. Und die Tendenz war auf Zuwachs ausgerichtet. Bibelstunden und Andachten in der Schule konnten schon wegen der regen Beteiligung der Bevölkerung nur als ein Notbehelf angesehen werden. Die stark angewachsene christliche Gemeinde brauchte einen Mittelpunkt, eine eigene Stätte der Begegnung.

Auch wenn's auf den ersten Blick nicht so erscheinen mag, das Dassendorfer Gotteshaus liegt zentral. Vom Hohlweg aus zu Fuß genauso schnell zu erreichen wie aus einer entfernteren Ecke der Waldsiedlung.

Das 5.600 Quadratmeter große Grundstück kostete damals noch ganze 12.000 Mark, etwas über zwei DM pro qm. Heute kaum noch vorstellbar. Zur Beschaffung des Geldes verkaufte die Dassendorfer Mutterkirche in Brunstorf die neun auf der Kirchenwiese an Flüchtlinge vergebenden, mit Erbbaurechten bestellten Parzellen und konnte so diesen neun Pommern wieder zu eigenem Grundbesitz verhelfen.

Das Jahr 1960 stand dann ganz im Zeichen des Kirchenneubaus.

Am Pfingstsonntag versammelten sich etwa 65 Menschen auf dem Bauplatz zu einem Gottesdienst, bei dem Pastor Christian Schirren an die männlichen Teilnehmer die Bitte richtete, ohne Bezahlung am Bau mitzuarbeiten.

Der Appell sollte sich lohnen. Bei der Schlußrechnung stellte sich heraus, daß 60 Männer über 600 Stunden kostenlos gearbeitet und der Gemeinde somit weit über 4000 Mark an Arbeitslohn erspart hatten.

Bei der Sichtung der Angebote der verschiedenen Bau-firmen mußte der Kirchen vorstand übrigens zwei überraschende Feststellungen treffen. Die in der Kirchengemeinde ansässigen Baufirmen lagen mit ihren Angeboten zum Teil erheblich über denen der auswärtigen. Man konnte sich des Eindrucks jedenfalls nicht erwehren, daß sich die Einheimischen ihrer Sache zu sicher gewesen waren oder aber, daß sie schlicht und einfach kein Interesse an der Bauausführung hatten.

Die zweite, wesentlich deprimierendere Erkenntnis: Die Gesamtkosten der billigsten Angebote lagen noch über 10.000 DM höher als die vom Architekten berechneten Ausgaben.

Die Finanzierung des Vorhabens schien echt gefährdet, denn die vorhandenen, im Voranschlag mit 66.000 Mark angegebenen Mittel standen dem billigsten Angebot von 76.880 DM gegenüber.

Woher nehmen und nicht stehlen?

Auch eine Kirche wird schließlich nicht vom lieben Gott finanziert.

Sollte man zunächst einmal auf den Glockenturm verzichten und auf bessere Zeiten warten? Der Kirchen vorstand kratzte schließlich alle verfügbaren Mittel zusammen, machte Anleihen und rief die Gläubigen am 26. Juni zur Grundsteinlegung. 300 Gemeindeglieder kamen.

Die Urkunde im Grundstein hat den folgenden Wortlaut:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Nachdem die Dassendorfer seit dem Verfall der alten Kapelle 1618—1648 über 300 Jahre

nach Brunstorf zum Gottesdienst gehen mußten, und nachdem im Kriege 1939—45 viele deutsche Menschen evangelischen Glaubens in Ostdeutschland durch Vertreibung und in Hamburg durch Bomben heimatlos geworden sind und 1500 von ihnen in Dassendorf eine neue Heimat gefunden haben, legen wir im Vertrauen auf Gottes Hilfe unter Ernst Fischer als Landessuperintendent und Christian Schirren als Pastor der Gemeinde den Grundstein zu dieser Kirche, die von den Architekten Barbara und Wolfgang Vogt, Kiel, entworfen wurde und unter Leitung von Architekt Friedrich Wilhelm Heyne, Aumühle, gebaut wird.

Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

Die Bauarbeiten gingen zügig voran. Schon am 4. August konnte Richtfest gefeiert werden.

Für die drei Glocken wurden in der Gemeinde 7.350 Mark gesammelt. Sie heißen „Glaube“, „Liebe“ und „Hoffnung“. Wobei die „Liebe“ mit 145 kg am schwersten wiegt.

Am 11. Dezember 1960 konnte das Gotteshaus geweiht werden. Bürgermeister Alfried Otto schrieb damals unter anderem an Pastor Schirren: „Möge der Ton der Glocken nie wieder verstummen und uns recht bald den Frieden einläuten für unser geeintes deutsches Vaterland!“

Auf ein geeintes Vaterland werden wohl noch etliche Generationen warten müssen — nicht aber auf ein geeintes Dorf. Der Name „Versöhnungskirche“ für das Dassendorfer Gotteshaus ist nicht von ungefähr gewählt worden. Bestand und besteht wohl doch auch heute noch ein wesentlicher Teil der kirchlichen Arbeit darin, die zwischenmenschlichen Beziehungen unter den einzelnen, sich im

Grunde genommen recht wesensfremden Bevölkerungsteilen zu vertiefen — Versöhnungsarbeit zu leisten.

Auch da, wo keine offene Fehde herrscht, auch da, wo sich die Menschen untereinander nur nichts zu sagen haben, wo sie lernen müßten, mit offenen Herzen aufeinander zuzugehen, bedarf es versöhnlicher Worte und Taten.

Als 1959 der Entschluß zum Bau der Kirche gefaßt wurde, gliederte sich nach Angaben des Kreisbauamtes in Ratzeburg die Gesamtbevölkerung Dassendorfs wie folgt:

Ausgebombte	50Prozent
Flüchtlinge	34Prozent
Stammbevölkerung	16 Prozent

Der Anteil der Neubürger machte demnach 84 Prozent aus! Mir erscheint es absolut nicht verwunderlich, wenn bei so unterschiedlichen Strukturen Reibungspunkte entstehen.

1971 beispielsweise wurde noch besonders heftig um die Form der Beerdigungen in Dassendorf gestritten, die in Anlehnung an die lauenburgische Kirchenordnung von 1585 vollzogen wird. Dabei wird der Tote zunächst ausgesegnet und beerdigt, bevor sich die Gemeinde zum Trauergottesdienst in die Kirche begibt. Die Predigt steht also am Schluß der Beerdigung und nicht der Abschied am offenen Grab. Nach dem Gottesdienst liegen die Kränze bereits auf dem frischen Grabhügel.

Von Hamburg zugezogene Gemeindeglieder zeigten für diese „Ordnung“ absolut kein Verständnis, mußten dann aber schließlich doch nachgeben. Sie konnten wohl auch schlecht verlangen, daß die Einheimischen der Zugereisten wegen mit Althergebrachtem brachen. Einige Sitten und Gebräuche aus dem alten Dassendorf existieren ohnehin nur noch in den Erinnerungen der Alten.

In früheren Zeiten ging in Dassendorf noch die „Totenfrau“ von Haus zu Haus. Sie brachte die Nachricht vom Tod

der Nachbarin oder des Nachbarn. „Wull Se beden, em de letzte Ehr antodon. Vörwat und Nah wat. De Beerdigung ist morgen, Klock een in Brunsdörp“, hieß es dann.

Aufhochdeutsch: „Ich wollte Sie bitten, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Die Beerdigung ist morgen um eins in Brunstorf!“ Die Wörter „Vörwat“ und „Nahwat“ bedeuten soviel, daß es vor der Trauerfeier und danach im Haus des Verstorbenen etwas zu essen gibt.

„Dodenschmaus“ wurden diese Mahlzeiten auch genannt.

Die Beköstigung vor der Beerdigung war ursprünglich nur für die von außerhalb anreisende Verwandtschaft gedacht, die ja wesentlich länger als heutzutage unterwegs war.

Aufgabe der Totenfrau war's auch, für die Träger zu sorgen. Verwandte und Nachbarn blieben davon ausgeschlossen. Verheiratete Verstorbene wurden nach Möglichkeit von älteren Dorfbewohnern, ledige von jüngeren Leuten getragen.

Wenn die Träger mit dem Sarg aus dem Haus kamen, stand der mit vier Pferden bespannte Ackerwagen bereits vor der Tür. Er wurde aus der Leine gefahren — also vom Kutschbock aus und nicht vom Sattelpferd hinten links her gelenkt.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fuhren die Wagen durch den Hohlweg, den ältesten Ausgang des Dorfes.

Die weiblichen Verwandten saßen auf Strohbündeln auf dem Gespann mit dem Sarg, dem eine lange Reihe weiterer Fuhrwerke folgte. In Brunstorf wurde der Leichnam vor der Bestattung, wie auch heute noch, einmal rund um die Kirche getragen.

Die letzte Beerdigung mit Vörwat und Nahwat soll der Überlieferung nach im Jahre 1912 gewesen sein. „Götens

Heinrich“ hatte sich den Totenschmaus auf seinem Sterbebett gewünscht.

Gutes und reichliches Essen und Trinken spielte auch beim Heiraten eine wichtige Rolle. Das Wort „Bauernhochzeit“ hat bis in unsere Tage seinen eigenen Zauber bewahrt. Und da auch bei einer Eheschließung nichts ohne den Herrn Pastor lief, sollten wir bei unserem Gang um den Kirchturm an dieser Stelle festzuhalten versuchen, wie im Dassendorf der frühen Jahre gefreit wurde.

Etwas so Wichtiges wie die Heirat konnte man natürlich nicht den jungen Leuten allein überlassen. Sie sollten schließlich einmal den Hof übernehmen, und sie waren quasi die Altersversicherung der alten Herrschaften. Da mußten Pott und Deckel schon gut zusammenpassen, wenn der Kram auf einen Hümpel geworfen werden sollte.

Die Eltern hatten jedenfalls ein gewichtiges Wörtchen mitzureden, wenn sie den Partner für Sohn oder Tochter nicht sogar ganz allein aussuchten und bestimmten.

Ergab sich durch ein gütiges Geschick nicht von allein, daß Herz zum Herzen fand, mußte auch schon 'mal eine Art Vermittler, ein Freiwerber hinzugezogen werden. Sie lösten ihre Aufgabe selbstredend „unheimlich diskret“, kamen unter irgendeinem Vorwand ins Haus, um dann wie von ungefähr anzudeuten, daß die Tochter des Bauern Hinnerk doch ein recht ansehnliches Mädel mit stattlicher Aussteuer sei—es fehlte eben nur noch ein passender Bräutigam...

Ohne genauere Angaben über die Zeit ihres Wirkens machen zu können, erzählte man sich in Dassendorf noch lange von den Freiwerbern Fedder Ohm, dem Sattler, dem Händler Putt Schrader und von der Krazenmudder, einer Händlerin.

Fedder Ohm hatte stets den Spruch drauf: „Junge, tu die Augen auf, Heiraten ist kein Pferdekauf!“

Waren die ersten Kontakte geknüpft, traf man sich ganz unverbindlich, um Haus und Hof einmal genauer unter die Lupe zu nehmen. Es sollte schließlich alles harmonieren.

Dem Problem der Mitgift für die Tochter konnten die Eltern aus dem Wege gehen, wenn „in een Opwasch“ die Tochter des Hauses dem Bruder der Braut zugesprochen wurde. Im Volksmund hieß dieser Austausch der Töchter „Tuusch frie holen“. Motto: „Du nimmst meine Anna, ich nehm deine Hanna!“

Kurz vor der offiziellen Verlobung, die in kleinem Kreis gefeiert wurde, fuhren die jungen Leute zusammen mit ihren Eltern in die Stadt, um Geschenke einzukaufen. Auch die Mägde und Knechte bei Hof gingen dabei nicht leer aus. Verlobungsringe waren früher nicht üblich. Sogar zur Trauung konnte sich das junge Paar beim Pastor noch Ringe leihen.

In der Verlobungszeit gab's eine Menge Arbeit. Sollte der junge Bauer nach der Heirat den Hof übernehmen, mußten die Voraussetzungen für das Leben der Altenteiler geschaffen werden. Der Vater der Braut mußte für die Aussteuer der Tochter sorgen. Da die Mitgift Gesprächsthema Nr. 1 im Dorfe war, ließ sich der Herr Papa natürlich nicht lumpen.

Gemessen an der Aussteuer dürften die Dassendorfer Bauern übrigens immer recht wohlhabend gewesen sein.

Das Generationen hindurch Erschaffene aber mußte erhalten bleiben, für die Nachkommen eher noch vermehrt werden. Den Besitz schützen — nicht nur für den Sohn, auch für Enkel und Urenkel — das war die Devise. Damit alles in geregelten Bahnen verlief, fuhren alle, die von der Hochzeit betroffen waren, dann auch rechtzeitig zum Amt nach Schwarzenbek, um „Verschreibung to hollen, de Mitgift un de Lasten för't Oiendeel fasttoschrieben“.

Was dann in Zeugengegenwart vor dem Königlichen Amt alles in Hausbriefen und Ehestiftungen festgeschrieben

wurde, umfaßt, geschrieben in sauberer deutscher Schrift, oft bis zu 15 Seiten. Um einen kleinen Eindruck von solch einem Hausbrief zu vermitteln, um zu zeigen, womit sich die Dassendorfer Bauern vor der Hochzeitsnacht plagen mußten, möchte ich im Folgenden einige Auszüge aus einem „Actum“ vom 22. Mai 1834 bringen. Ich habe die Nachnamen weggelassen, da die Familien auch heute noch in Dassendorf leben, und da ich höllischen Respekt vor dem Datenschutzgesetz habe.

Doch lesen Sie bitte selbst.

Es geht, wie schon gesagt, um einen jungen Dassendorfer Bauern, der gern heiraten möchte. Gleichzeitig will er den Hof seines Vaters übernehmen. Er verspricht, für seine Eltern zu sorgen.

„Es trug der 1/2 Hufner Hans Jochim zu Dassendorf vor: bekanntlich sey er und seine Ehefrau sehr schwächlich, und wären daher nicht mehr in ihrem vorgerückten Alter im Stande, das Gehöft zu bewirtschaften, weshalb sie sich zur Übergabe desselben an ihren einzigen Sohn, den miterschienenen Hans Jochim entschlossen hätten, welcher sich auch bereits mit der miterschienenen Anna Cathr. Mar. aus Hohenfelde ehelich verlobt habe.

Allerseits Komparenten (vor Gericht erschienene Personen/Anmerkung des Autors) baten, folgende wegen Übergabe der Stelle und wegen der einzugehenden eheverabredeten Bedingungen ad protocollum zu nehmen.

Hans Jochim übergibt an seinen einzigen Sohn Hans Joch, seine zu Dassendorf belegene 1/2 Hufe mit dem dazugehörigen Haus-, Vieh- und Feld-Inventario, in dem Zustande, worin selbiger sich jetzt befindet, und bezieht den Altentheil.

Der angehende Hauswirth übernimmt die sämtlichen, bis jetzt von dem abgehenden Hauswirth eingebrachten Schulden, deren Belauf er genugsam zu erkennen erklärte.

Außer dem angehenden Hauswirth ist nur noch eine von der Stelle abzufindende Tochter vorhanden, nämlich Anna Catharina Margaretha, Ehefrau des miterstschienenen Vollhufners S. zu Dassendorf. Dieser erklärte Namens und im Auftrag seiner Ehefrau, welche sich annoch in den Wochen befindet, daß sie die von ihrem in dem Ehevertrag vom 6. März 1833 zugesagte Aussteuer nebst Abfindung erhalten habe.

Der abgehende Hauswirth und dessen Ehefrau erhalten zum Altentheil:

- 1) die kleine Stube und Kammer, nebst dem Bodenraum darüber, auch den erforderlichen Raum zur Hinlegung des Korns und Futters.
- 2) fünf Sack Roggen von der Diele zu geben, so wie ebenfalls 1/2 Sack Weizen und 1/2 Sack Gerste.
- 3) einen Sack Hafer in der 3ten Saat und einen Sack in der 4ten Saat auszusäen.
- 4) zwei Himpten (laut Meyers Konversations-Lexikon von 1890: 31 1/6 Liter/Anm. des Autors) Buchweizen in der Braache auszusäen.
- 5) das Gartenland bey der Scheune, und außerdem 1 Himpten Roggen-Aussaat in der Hauskoppel.
- 6) in der Braachkoppel zum Kartoffelbau 40 Ruthen.
- 7) das Gartenland, das Land in der Hauskoppel und das Kartoffelland muß der Hauswirth frei bemisten, der dagegen den Dünger von den Kühen des Altentheiles bekommt.
- 8) frei Weide für 2 Kühe bey des Wirths Kühen. Auch werden die beiden Altentheilskühe an der Diele mit ausgefüttert; auch erhalten die Altentheiler zur besse-

ren Fütterung ihrer beiden Kühe 1 Fuder Heu von 2000 Morgen aus der kleinen Wiese. Sie dürfen aber selbstverständlich weder Heu noch Stroh von dem Altentheil verkaufen oder sonst wegbringen.

- 9) Wenn eine Altentheilskuh stirbt, zu alt oder sonst schadhaft wird, so erhält der Altentheiler eine andere Kuh.

Hans Jochen (kein Druckfehler! In der Urkunde steht einmal Jochim und dann wieder Jochen/Anm. des Autors) und Anna Catharina Maria, welche einander bereits die Ehe zugesagt, versprechen und verpflichten sich gegenseitig, die verabredete Ehe baldthunlichst durch priesterliche Kopulation mit einander zu vollziehen.

Der Bräutigam verspricht, seine künftige Ehefrau zu sich auf das Gehöfte zu nehmen und sie der Bewirtschaftung desselben theilhaftig zu machen.

Der Bräutigam verschreibt seiner künftigen Ehefrau sein gesamtes jetziges Vermögen, nichts daran ausbechieden.

Dagegen bringt die Braut ihrem künftigen Ehemann zu: 400Taler in bar, drey Kühe, drey Schweine, 5 Kälber statt der Schaafe, 2 aufgemachte Betten, an Leinenzeug 12 Stück von jeder Sorte, 2 Koffer und eine Lade, 2 messigne und 1 kupfernen Kessel und 3 Grapen, das gewöhnliche Hausgerät. Diese Aussteuer verspricht der Vater der Braut herstellig zu machen.

Die angehenden Eheleute setzen unter einander unwiderruflich fest, daß nach priesterlicher Kopulation vollzogener Ehe zwischen ihnen die Rechtsregel:

Längst Leib, längst Gut
gelten, und demnach der Überlebende des zuerst Verstorbenen einziger Erbe seyn und bleiben solle, wenn

sodann von ihnen keine Kinder als Erben vorhanden sind.

Die Eltern des Bräutigams, so wie der Vater der Braut entsagten dem ihnen für den gedachten Fall gebührenden Pflichttheile. Nachdem den Komparenten das vorstehende Protocoll langsam und deutlich vorgelesen, selbiges auch in allen Stücken von ihnen war genehmigt worden, baten sie, den vorstehenden Hausbrief nebst Ehevertrag obrigkeitlich zu genehmigen und zu bestätigen.

in fidem“

Soweit der Auszug aus dem Hausbrief von 1834. Eigentlich ja müßig, aber ich möchte trotzdem anmerken, daß die Aussteuer und die Versorgung der Altenteiler vor 1834 geringer und in den Jahren danach immer üppiger ausfiel.

War alles soweit beschickt, in „Tüten und Papier“, wurde der Termin für die Hochzeit festgelegt und der „Köstenbitter“ auf die Reise geschickt. Dieser „Hochzeitsbitter“ mit bunten Bändern am Hut und an einem mitgeführten Stab fuhr mit seinem geschmückten Gespann von Haus zu Haus, von Hof zu Hof und von Dorf zu Dorf, um Freunde und Verwandte zum großen Hochzeitsfest einzuladen. Gedruckte Einladungen gab's damals noch nicht, dafür sagte der Köstenbitter seinen Spruch auf, in dem es dann schon 'mal hieß: „Berge Fleisch vom Ochsen und Berge Fleisch vom Schwein, werden für die Gäste, dann gebraten sein.“

200 Menschen waren bei einer großen Hochzeit in Dassendorf durchaus keine Seltenheit.

Es wäre also durchaus denkbar, daß sich der Ausrichter des Festes insgeheim schon am Bettelstab gehen sah — die Wirklichkeit sah jedoch reichlich anders aus: Die Nachbarn schickten schon vor dem Polterabend Butter, Eier und Hühner für die Suppe, sie brachten dann zur Feier des Tages

ihr Geschenk mit — eine Sitte, die sie von den Stadtmenschen übernommen hatten — und drückten dem Hochzeitsgeber am Schluß der Feier noch ein paar Taler Bargeld in die Hand.

So soll's vorgekommen sein, daß der Herr des Hauses nach der Vermählung der Kinder reicher war als vorher. Die Gäste aber pflegten dann mit einem Augenzwinkern zu sagen: „Hochzeit geh'n ist eine Ehr' — doch sie macht den Beutel leer!“

Dieser Brauch des Geldschenkens scheint in unseren Tagen übrigens fröhliche Urständ zu feiern. Bei Konfirmationen, Verlobungen und Hochzeiten ist immer häufiger zu beobachten, daß den Gefeierten diskret ein Umschlag mit ein paar Scheinehen zugesteckt wird.

Am Polterabend war Klock zwölf Schluß.

Immerhin mußten die Musikanten schon früh am nächsten Morgen vor dem Haus ihr „Lobe den Herrn“ oder „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ spielen.

Die neu ankommenden Gäste wurden ebenfalls mit einem Lied begrüßt.

Nach dem Mittagessen fuhr dann ein langer Zug von Gespannen nach Brunstorf zur Kirche. Vorneweg die Musik, am Schluß der geschmückte Brautwagen. An flüssiger Marschverpflegung fehlte es nicht. Sie war nicht nur für den Eigenbedarf gedacht, auch an die Schaulustigen vor der Kirche wurde fleißig ausgeschenkt.

Von der Trauung zurück, gab's für die Brautleute vor der Haustür ein Glas Wein. Das leere Glas wurde anschließend an die Wand geworfen. — Zersprang es — und welches Glas überlebt diese Prozedur schon? —bedeutete es Glück für die frisch Vermählten.

Auf der Diele und in den einzelnen Stuben war bereits alles eingedeckt. Gegen Ende der reichlichen Mahlzeiten gingen Teller mit einem Apfel und Salz durch die Runde.

Die Gäste steckten Geldstücke für die dienstbaren Geister in den Apfel.

Früher kam es auch schon einmal vor, daß für die Menge der Gäste nicht genügend Bestecke vorhanden waren. Da es jedoch nicht schicklich war, mit den Fingern zu essen, brachten sich die vorsichtigen Besucher gleich ihr zusammenlegbares Eßbesteck mit, das am Schluß in der Tischdecke abgewischt wurde...

Nach dem Festmahl wurde die Diele in eine Tanzdiele umgewandelt. Der erste Tanz gehörte der Köksch und dem



Der alte Hof von Heinrich Haack, kurz bevor er in den dreißiger Jahren abbrannte

Kosten bitter, der nebenbei auch noch für Essen und Trinken sorgen mußte. Die Köchin hatte unter der Schürze einen großen Kochlöffel, den sie am Ende des Tanzes auf einem Tisch vor den Musikanten zerschlug — wohl um anzudeuten, daß sie genug gearbeitet habe.

Während sich die Alten in eine Stube zum Kartenspielen zurückzogen, wurde von den Jüngeren das Tanzbein geschwungen. Die Braut hatte dabei keinen leichten Stand, denn jeder versuchte natürlich, sich wenigstens einmal mit ihr zu drehen. Bis kurz vor Mitternacht trug sie Kranz und Schleier. Dann eröffnete der Kannengeber—der Verwandte, der die große Kaffeekanne aus Messing für die ganze Familie geschenkt hatte — die Polonaise durchs ganze Haus. Punkt zwölf wurde dann der Schleier zerrissen, und jeder versuchte, ein möglichst großes Stück davon zu ergattern.

Die älteren Ehefrauen setzten der Braut schließlich eine weiße Haube auf, um damit anzudeuten, daß sie in den Kreis der Hausfrauen aufgenommen worden ist.

Der Mann bekam eine Zipfelmütze.

Nach Mitternacht gab's dann noch einmal Kaffee und Kuchen.

Nach Sonnenaufgang war Schluß mit Tanzen.

Gegen zehn am anderen Vormittag gab's das Katerfrühstück.

Es soll Hochzeiten gegeben haben, die tagelang gefeiert wurden.

Auch die Armen des Dorfes hatten bei diesen Hochzeiten gute Tage.

In diesem Zusammenhang vielleicht noch die kleine Geschichte von einer nach Höherem strebenden Dassen-dorfer Bauerstochter, die ihre Hand — und damit den ererbten Bauernhof — nur einem Mann geben wollte, der

des Lesens und Schreibens mächtig war, was im vorigen Jahrhundert ja nicht unbedingt selbstverständlich war...

Sie selbst konnte nämlich auch nur ihren Namen schreiben.

Die junge Dame hatte auch schon einen jungen Burschen aus dem Nachbardorf in die engere Wahl gezogen. Er sollte ihr doch einmal einen Brief schreiben...

Sie bekam auch einen, ging zu einem Schreibkundigen, der ihr den Brief vorlesen und auch gleich beantworten sollte.

Was dann auch geschah.

Was die verliebte junge Dame nicht ahnte: Der Schreiber war auch schon für den zukünftigen Bräutigam tätig gewesen. Dieser Sachverhalt soll erst bei der Hochzeit ans Licht gekommen sein, als die Frau schon unterschrieben hatte, der frischgebackene Ehemann aber nur drei Kreuze machen konnte.

Ob die Geschichte wirklich stimmt, wissen natürlich nur die Götter, daß es mit dem Schreiben jedoch so eine Sache war, ist unbestritten und in Schwarzenbek sogar schriftlich festgehalten.

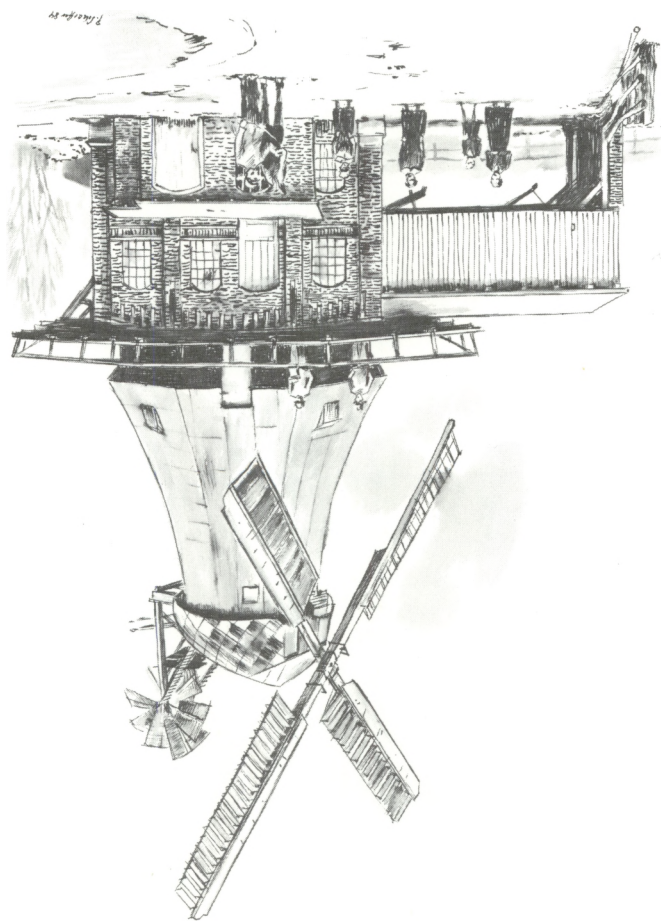
1876 konnte die Wahl des Halbhufners D. aus Dassen-dorf zum ersten Gemeindevorsteher nach der neuen Amts-ordnung nicht bestätigt werden, „weil derselbe nach Anga-be der königlichen Landvogtei nur nothdürftig schreiben kann.“ Und weiter heißt es: „Wegen der hierdurch erforder-lich werdenden Neuwahl wolle die Königliche Landvogtei sofort das Erforderliche anordnen und dabei die betreffende Gemeinde von der hier getroffenen Entscheidung in Kennt-niß setzen“.

Wie gesagt, es war nichts Außergewöhnliches, Analpha-bet zu sein. Manch ein Bauer soll seinen Sohn ausgelacht haben, wenn er Lesen und Schreiben lernen wollte. „Du

wullt doch nich Pastor oder Afkaat warden! Du schasst mol den Hof övernehmen!“ gab er dem Erben Bescheid — und das Thema war gegessen.

Bei der von der Landvogtei geforderten Neuwahl kam übrigens der Halbhufner Johann Kiehn durch und wurde von Amts wegen auch bestätigt.

Die Dassendorfer Mühle, zu ihrer Zeit die größte und höchste Mühle Schleswig-Holsteins. Sie brannte 1925 ab. Auf dem gebliebenen Unterbau wurde das heutige Gebäude errichtet



Dit un Dat ut Dassendörp

Großes Ehrenwort! — eigentlich wollte ich über die folgende Begebenheit nicht berichten. Ich hab's mir deshalb auch bis zum Schluß aufgehoben. Die Geschichte klingt nämlich ein klein wenig wie erfunden, was bei Journalisten wie mir ja nicht selten vorkommen soll. In diesem Fall bin ich jedoch der vielzitierten journalistischen Sorgfaltspflicht nachgekommen, habe alles überprüft, und siehe da: Es stimmt!

Doch der Reihe nach!

Es war am 24. Januar dieses Jahres. Ein Dienstag. Kurz nach Null Uhr, zur Geisterstunde also.

Ich sitze an meinem Schreibtisch und zermartete mir das Hirn, wie ich meinen Bericht über Dassendorf denn nun aufziehen will, als sich mir von hinten plötzlich eine schwere Hand auf die Schulter legt.

Erschrocken fahre ich herum, blicke dann jedoch in ein so gütiges, von Falten zerfurchtes Gesicht, daß ich sofort die Balance wiederfinde. Ohne seine zernagte Piep aus dem Mund zu nehmen, sagt der alte Mann zu mir: „Ik bün Chrischan Jacobsen. Ik heff di noch'n poor Lüüd mitbröcht. Wi wüllt di wat ut ole Tieden vertelln. Dit un Dat ut Dassendörp, wat du för dien Chronik opschrieben kannst!“

Und tatsächlich — auf der Couch und in den Sesseln haben es sich freundlich dreinblickende Menschen bequem gemacht, die mir allesamt aufmunternd zunicken. Sie scheinen sich gern an ihre Tage hier unten auf der Erde zu erinnern — egal zu welcher Zeit, unter welcher Regierung sie auch gelebt haben mochten.

Schon bald haben wir uns aneinander gewöhnt und sitzen in lockerer Runde bei Bier und Korn.

Christian Jacobsen ergriff als erster das Wort. „Es ist jetzt, in diesem Augenblick, genau einhundert Jahre her, daß über Dassendorf ein schlimmes Unwetter herunterkam. Ich wohnte damals als Arbeitsmann im Dassendorfer Dorfkaten. Eine ziemliche Bruchbude“, begann er. „Der Regen peitschte gegen das Haus, der Wind pfiß durch sämtliche Ritzen, es war fürchterlich ungemütlich. Plötzlich ein Knirschen und Krachen, und ich liege halb im Freien. Der Sturm hatte die Hauswand eingedrückt.“



Der alte Dorfkaten, einziger Katen außerhalb des Dorfes, jenseits vom Alten Frachtweg. Hier stürzte am 24. Januar vor hundert Jahren die Hauswand ein... Der Katen ist das älteste Gebäude Dassendorfs.

Chrischan dichtete damals alles provisorisch mit Stroh und Säcken wieder ab und ging am nächsten Morgen zum Gemeindevorsteher. Wir wollen keine Namen nennen, aber der Dorfoberste erklärte Chrischan kaltlächelnd, er möge sich die eingestürzte Wand doch gefälligst selbst wieder hochziehen.

Chrischan war ohnehin schon sauer auf die Gemeinde, hatte sie ihm doch ohne Rücksprache und ohne jegliche Vergütung den Dorfarmen Nikolaus Häuser einquartiert — und jetzt noch die Sache mit der Wand. Chrischan machte sich sofort auf den Weg zur königlichen Landvogtei nach Schwarzenbek.

Noch am selben Tag brachte ein reitender Bote einen Brief zum Gemeindevorsteher nach Dassendorf, in dem es unter anderem hieß: „Die Gemeinde hat zunächst für die Herstellung der Wohnung schleunigst Sorge zu tragen, da die Gemeinde, als Besitzerin des Kathens, hierzu unzweifelhaft verpflichtet ist. Über die geschehene Ausführung ist innerhalb 3 Tagen zu berichten, ebenso auch darüber, weshalb dem Ch. Jacobsen der Häuser eingelegt und für denselben keine Feuerung geliefert wird, wozu die Gemeinde doch ebenfalls nach dem Unterstützungswohnsitzgesetz und dessen Ausführungsbestimmungen verpflichtet erscheint.“

Nun ja, solche unerfreulichen Vorkommnisse gehören zum Glück der Vergangenheit an, leider ist aber auch in Vergessenheit geraten, heute kaum noch „machbar“, was den Menschen früherer Tage sehr viel Freude bereitete. So wußte einer aus meiner Geisterrunde zum Beispiel von früheren Erntebräuchen zu erzählen, die harte Arbeit mit viel Freude würzten.

Bei der Verkoppelung wurde den Dassendorfer Vollhufnern auch ein Streifen Elbschwemmwiesen zugewiesen. Die Nutznießung der einzelnen Parzellen wechselte

zunächst jedoch, ging „reihum“. Erst 1912 wurde jedem Vollhufner ein bestimmtes Stück endgültig zuerkannt. Als 1957 der Bau des Stauwehrs und der Schleusenanlagen in Geesthacht anstand, mußten die Wiesen dann verkauft werden.

Wenn auf diesen „Wischen“ gemäht werden mußte, machten sich die Männer schon vor Sonnenaufgang auf den Weg. Sie wollten möglichst vor der glühenden Mittagshitze mit dem Schnitt fertig sein. So gegen sieben Uhr erschienen dann auch die Mägde, um Schwaden zu streuen, das Heu zu wenden und abends kleine Diemen zu setzen. Zum Mittagessen gab's grundsätzlich Pfannkuchen, die von den einzelnen Bäuerinnen gebacken wurden. Sie lagen getrennt gestapelt zur Begutachtung aus. Deshalb kam es auch schon einmal vor, daß eine Bäuerin abends ihren „Backskram“ wieder zurück bekam, wenn's mit ihrer Backkunst nicht soweit her war.

In der Mittagspause ließ man sich dann vom Schipper nach Stove übersetzen. Die Männer kegelten oder spielten Karten, während sich die Mägde fröhlich plappernd unterhielten und frische Stickelbeeren aßen.

Da die Heuernte immer in die Zeit des bekannten Glüsinger Marktes fiel, kam es natürlich auch oft vor, daß man dorthin einen Abstecher machte.

Am Abend ging's dann mit fröhlichem Gesang heim nach Dassendorf, nicht ohne auf dem Berg bei Besenhorst eine Rast einzulegen, wo dann „gepoltert“ wurde. Je ein Knecht und eine Magd umarmten sich quasi und rollten so unter dem Gejohle der Zuschauer den Berg hinunter. „De krippeiigen un ketteiigen Deerns wörn mit'n Kirl tohopen bunnan!“ Wer die Eichen unten an der „Pölterkuhl“ erreichte, war frei, wer nicht bis ins Ziel trudelte, mußte für die nächste Kömbuddel zuzahlen. Unterwegs wurde das Geld dann in flüssige Nahrung umgesetzt.

Das Einbringen der Heuernte von den Elbwiesen wurde von den Bauern gemeinsam besorgt. Für das letzte Fuder flochten die Mägde einen Erntekranz. Hochoben auf dem Wagen ging's dann heimwärts — natürlich nie ohne fröhlichen Gesang.

Während der Getreideernte mußten die Mägde schon morgens um sechs die Kühe ausgemolken und die Kälber versorgt haben. Bis kurz vor 12 wurde gemäht, dann folgten zwei Stunden Mittagspause, bevor die Arbeit oft bis nach Sonnenuntergang weiterging.

Auf der Koppel wurde nichts unversucht gelassen, sich für den Ernteball ein paar Groschen dazuzuverdienen. Erschien der Bauer oder ein Fremder, lief eines der Bindemädchen mit einem dünnen Strohseil auf ihn zu und band ihm die Hände. Dazu sagte sie dann folgenden Spruch auf:

„Ich komme her von fern,
zu binden den Herrn in Ehr'n.
Gar liebliche Dinge und freundliche Sachen,
viele Komplimente weiß ich nicht zu machen.
Der Herr, der mög' mir's nicht verdenken
und mir ein wenig Biergeld schenken.
Die Gabe möge sein groß oder klein,
ich will mit allem zufrieden sein.“

Mit dem letzten Fuder brachten die Mägde auch den Erntekranz heim und überreichten ihn den Bauern, wiederum mit einem Spruch, in dem sie aufgefordert wurden, ein paar Taler zum Ernteball beizusteuern.

Gefeiert wurde natürlich gemeinsam, der Knecht tanzte mit der Bäuerin und der Bauer mit der Magd. Als Motto stand über dem Fest: „Wi arbeit tohopen un wi fiert ok tohopen“ — wir arbeiten gemeinsam, also feiern wir auch zusammen.

Doch zurück zu meiner Geisterrunde. Es saß auch ein ehemaliger Dassendorfer Lehrer in der Runde. Er wußte ungeheuer viel zu erzählen. So auch über den alten trunksüchtigen Maler Schütt, der lange Jahre, bevor jemand an Köhnlechner auch nur dachte, in Dassendorf schon mit Sauerteig und Akupunktur Krankheiten heilte. Dem Lehrer sagte er: „Meine Sprüche und Formeln zum Heilen habe ich von einer Familie, die in Indien und China herumgereist ist. Für das Nadelstechen gelten indische und lateinische Formeln.“ Der Lehrer wollte sie natürlich aufschreiben und so der Nachwelt erhalten. Der Maler schüttelte jedoch nur den Kopf und meinte: „Die können Sie doch nicht richtig schreiben und deshalb sage ich sie Ihnen gar nicht erst. Ich werde sie irgendwann einmal für Sie notieren.“ Doch der alte Schütt kam nicht mehr dazu. Eines Tages fand man ihn tot auf der Escheburger Feldmark liegen.

Die Kunde verbreitete sich sehr rasch bis nach Hamburg und Lübeck, denn von so weit her waren die Menschen zu ihm gekommen, um sich kurieren zu lassen.

Schütt trug die Nadeln stets unter dem Jackenaufschlag bei sich. Müßig zu erzählen, daß er sie benutzte, ohne sie vorher zu desinfizieren.

Doch lassen wir den Lehrer erzählen!

„Ich unterhielt mich gerade vor meiner Haustür mit dem Fahrer Friedrich Eggers aus Geesthacht, der für die Firma Kaffee-Duve über die Dörfer fuhr. Er klagte über das geschwollene linke Hinterbein seines Pferdes. Das Tier konnte vor Schmerzen kaum noch auftreten. Eggers aber mußte noch etliche Kilometer fahren. Da kam Schütt durch den Hohlweg auf uns zu und sagte spontan, daß er das Tier auf jeden Fall heilen könne.

Schütt sah sich das Tier dann auch an und meinte, die Schwellung binnen einer Stunde wegzuhaben. Er drehte

die Jackenplatte um, nahm mehrere Nadeln heraus und bückte sich.

Eggers warnte ihn, sich von dem Gaul nicht treten zu lassen, Schütt aber lachte nur darüber. Er steckte die Nadeln etwa zwanzig Zentimeter über der Schwellung ins Bein, dann murmelte er einen Spruch und legte die Hand auf den Rücken des Tieres.

»Ich gehe nun rauf in den Krug«, meinte er dann und fuhr fort: »Wenn du da vorbeikommst, ist die Schwellung weg, sonst gehe ich noch einmal dabei.«

Eggers sah den Maler verblüfft an.

»Der Wirt soll dir auf meine Rechnung einen Halben und einen Köm geben!«

Zufrieden zog Schütt ab. Das Gespann aber blieb noch eine Viertelstunde stehen, bevor Eggers verblüfft feststellen konnte, daß die Schwellung tatsächlich abgezogen war, daß der Hannoveraner wieder auftreten konnte.

Eggers fuhr noch den ganzen Tag mit dem Gespann, ohne daß die Schwellung zurückkam.

Als viele Wochen später ein anderes Pferd von Tag zu Tag mehr abmagerte und nicht zum Fressen zu bringen war, mußte Schütt noch einmal eingreifen.

Er bestellte sich Brot, Salz und ein Hufeisen von dem Tier. Schütt machte das Brot naß, streute Salz auf das Hufeisen, drückte das Brot drum herum und steckte einige seiner Nadeln hinein. Er murmelte etwas Unverständliches, hantierte an der Krippe und grub das Ganze unter der Krippe ein — das Tier fraß wie eh und je und kam wieder zu Kräften.

Wollte sich ein Pferd nicht beschlagen lassen, schaute ihm Schütt nur in die Augen und hob drohend die Hand., Die Leute meinten, er hypnotisiere die Tiere.

Als der Herr Lehrer seine Erzählung beendet hatte, meldete sich ein ehemaliger Bauernvogt zu Wort. Er wollte von mir wissen, wieso Dassendorf eigentlich nicht mehr zum Amt Schwarzenbek, sondern zum Amt Geesthacht Land gehört. Ich konnte berichten, daß im Februar 1948 zunächst aus den Dörfern Hohenhorn, Brunstorf, Hamwarde, Worth und Dassendorf ein Amt gebildet werden sollte. Aber auch Aumühle und Escheburg wollten sich mit Dassendorf zusammentun. Doch bei soviel unterschiedlichen Interessen konnte man sich nicht einigen.

Schließlich machte der Dassendorfer Gemeinderat dem Kreis den Vorschlag, zusammen mit Hohenhorn, Brunstorf, und Kröpelshagen einen Bezirk zu bilden.

Der Kreis bestimmte es jedoch anders: Im Juni 48 fand die erste Amtsausschußsitzung der Gemeinden des heutigen Amtes Geesthacht-Land statt, ohne daß sich die Mitglieder jedoch über den künftigen Sitz der Verwaltung einigen konnten.

Vier Ausschußmitglieder stimmten für Dassendorf, vier für Escheburg und zwei für Börnsen. Auf keinen Fall wollten die Dassendorfer einen Amtssitz in Geesthacht, weil die Stadt einmal außerhalb des Bezirksgebiets liegt und weil sie zum anderen, und vor allen Dingen, nicht durch öffentliche Verkehrsmittel zu erreichen war. Man wollte und konnte den vielen alten Menschen doch nicht zumuten, den weiten, beschwerlichen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Der Kreis setzte sich durch.

Gegen die heftigen Proteste der Dassendorfer wurde die Verwaltung des Amtes in Geesthacht angesiedelt. Mein Gegenüber gab sich zufrieden mit der Auskunft.

Wir prosteten uns zu, und ich blickte fragend in die Runde, was einen früheren Amtsschreiber nach Zahlen

über das heutige Dassendorf zu fragen veranlaßte. Ich kramte auf meinem Schreibtisch ein paar Zettel zusammen und konnte das Gewünschte herbeten.

„Dassendorf hat fast 2400 Einwohner. Die Schule wird von insgesamt 185 Schülern, davon 53 Hauptschülern besucht. Etwa 200 Dassendorfer Jugendliche gehen auf weiterführende Schulen in Schwarzenbek, Geesthacht, Wentorf und Hamburg. Dassendorf verfügt des weiteren über 107 angemeldete Gewerbebetriebe. Im Gemeinderat sitzen 17 Vertreter, darunter nur ein Landwirt. An Vereinen und Verbänden haben wir die Turn- und Sportgemeinschaft von 1948, den Reitponyverein, die Dassendorfer Chorgemeinschaft, den Treff Dassendorfer Frauen, den Ortsverein des Deutschen Roten Kreuzes, den Schulverein, den Ortsverein der Arbeiter-Wohlfahrt, die CDU, die SPD und die Gemeinschaft unabhängiger Dassendorfer (GUD) und schließlich noch die Volkshochschule und die Freiwillige Feuerwehr.“

Beim Stichwort Feuerwehr bekam einer meiner Gäste glänzende Augen. Er hatte sie im Jahre 1911 mitgegründet. Das war eine Freude, als ich ihm das erste „Kassa- und Inventarbuch“ der Wehr zeigen konnte, ein kleines Oktavheft, in dem die Eintragungen am 6. November 1911 beginnen und das am 1. April 1912 einen Bestand von 22,70 Mark aufweist. Die erste Revision ist von Hauptmann E. Schmidt unterzeichnet. Am 28. März 1923 stehen Einnahmen von 6.101,04 Mark Ausgaben von 7.028,50 Mark gegenüber. Unter dem Fehlbetrag von 927,46 Mark steht in schwungvoller Schrift „Durch Inflation erledigt“.

Verkehrsfragen wurden in dieser denkwürdigen Nacht natürlich auch ausgiebig besprochen. Ein „Zeuge des 18. Jahrhunderts“ wußte zu berichten, daß die Post und Fuhrunternehmer von Schwarzenbek nach Bergedorf nicht etwa dem Straßenzug über Dassendorf und Wentorf folgten,

sie fuhren vielmehr durch Brunstorf und Hohenhorn und bogen dann im Bistal, westlich von Fahrendorf, zur Elbuferstraße ab.

Die Straße durch Dassendorf nahm damals noch den Verlauf vom Alten Frachtweg, oberhalb an der Quelle der Süsterbek vorbei. Das Gelände war seinerzeit so lehmig und oft aufgeweicht, daß sich die Bauern manch einen Taler durch Vorspanndienste verdienen konnten, wenn sie steckengebliebene Fuhrwerke wieder „freischleppen“ mußten.

Die heutige Straßenführung der B 207 geht auf das Jahr 1837 zurück.

Der damalige Bauernvogt war von der neuen Trasse garantiert nicht begeistert, hatten die Herren Ingenieure und Landvermesser sie doch direkt an seinem Haus vorbei und quer durch den Garten gelegt. 125 Quadratruten Land mußte er damals abgeben. Er bekam dafür 125 Reichstaler.

Bei den damaligen Verkehrs Verhältnissen war's sicherlich noch zu verkraften, wenn das Gesindehaus plötzlich auf der anderen Seite der Straße lag — wie oft zog schon ein Pferdefuhrwerk vorbei?!

Die heutigen Bewohner der ehemaligen Bauern vogtstelle sind schon wegen des Verkehrslärms nicht zu beneiden.

Der Bauernvogt erledigte früher übrigens nicht nur die laufenden Verwaltungsangelegenheiten des Dorfes, in seinem Haus war auch der Dorfkrug untergebracht. Man traf sich dort in froher Runde, ließ den Becher kreisen und erfuhr das Neueste vom Neuen. Denn auch die durchreisenden Kaufleute und die Postkutschen machten beim Bauernvogt Rast. In anderen Dörfern gab's den Kirchenkrug.

Der Bauernvogt in Dassendorf verzichtete erst auf sein alleiniges Recht der „Krugnahrung“, als vor reichlich hun-

dert Jahren 1869 mit dem Gesetz der Freizügigkeit alle Kruginhaber verpflichtet wurden, auch reisende Handwerksburschen und Landstreicher bei sich aufzunehmen.

Er war verpflichtet, ihnen von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang Quartier zu geben.

Diese im Volksmund mit „Pracher“ bezeichneten Gesellen wollten die meisten Bauernvögte jedoch nicht bei sich haben. Auch in Dassendorf entstand deshalb ein sogenannter „Pracherkrug“. Das Bier soll dort übrigens genauso gut geschmeckt haben wie beim Vogt.

Mein Bier muß übrigens auch gut geschmeckt haben, denn nach und nach lösten sich meine nächtlichen Besucher vor meinen Augen in Wohlgefallen auf, verschwanden wieder im Jenseits und ließen mich mit etlichen Urkunden und Büchern zurück, die sie sicherlich nicht ohne Absicht auf dem Tisch des Hauses hatten liegenlassen.

Ich griff mir das „Allgemeine Adreßbuch für das Herzogtum Lauenburg“ aus dem Jahre 1872 heraus und las dort über Dassendorf, daß es über 37 Wohnhäuser verfügte, in denen 67 Haushaltungen und 317 Einwohner untergebracht waren. Davon waren 160 männlich und 157 weiblichen Geschlechts.

Der Schullehrer hieß Joh. Heinr. Ferd. Lippe. Der Vollhufner Georg Carl Friedr. Gildemeister war Bauernvogt, Krüger, Schulvorsteher, stammrollenführende Behörde, Abschätzungs-Commissar für Mobilmachungspferde und Schmied.

Neben ihm werden noch weitere sieben Vollhufner aufgeführt, drei Halbhufner, ein Drittelhufner, zwei Kleinkäthner und der Neuanbauer Johann Joch. Wilh. Haack.

Unterm Strich werden dann noch ein Rademacher, zwei Schuhmacher, ein Steinhauer, ein Weber und zwei Eisenbahnwärter angegeben.

Damals verfügte noch jeder Hof über einen sogenannten Arbeitskaten. 14 Stück soil's zeitweise davon gegeben haben. Dazu kam dann noch der Dorfkaten mit sechs Wohnungen. Hier hatten die Witwen und alten Leuten jeder eine halbe Küche mit offenem Herd, dem sogenannten Swippbogen, und eine Stube, in früheren Zeiten mit einem Lehmfußboden. Diese Räucherkatan, in denen es wegen der offenen Herdstellen oftmals ganz schön „verqualmt“ gewesen sein mochte, bestimmten das Bild von Dassendorf entscheidend mit.



Die alte Dassendorfer Schule kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Sie wurde bis 1955 genutzt und dann durch den Schulneubau in der Waldsiedlung ersetzt

In den Arbeitskaten wohnten zwei und drei Familien. Jeder Bauer arbeitete mit Leuten aus dem Dorf. Heute muß sich der Bauer in erster Linie auf seine Familie und auf seinen modernen Maschinenpark verlassen. Die vermeintlich besseren Verdienstmöglichkeiten in der Stadt, die geregelte Freizeit und dergleichen mehr veranlaßten viele sogenannte Knechte, dem Landleben den Rücken zu kehren und in der Stadt ihr Glück zu versuchen.

Am Schluß meines Streifzugs durch 650 Jahre Geschichte der Gemeinde Dassendorf angekommen, muß ich leider feststellen, daß vieles, was eigentlich noch hätte erwähnt werden sollen, durch das aus Platzgründen ein wenig zu grobmaschige Sieb der notwendigen Stoffauswahl gerutscht ist.

Eines sollten wir uns an dieser Stelle aber doch noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen: Die schweren Stunden für Dassendorf am Mittag des 3. Mai 1945. Damals rückten die Engländer an. Alle, die gehofft hatten, sie würden das Dorf links liegen lassen, sollten bitter enttäuscht werden. Drei Wohngebäude und zwei Scheunen wurden in Brand geschossen, zwei Einwohner fanden dabei den Tod. Mehr als die Hälfte der Häuser wurden durch Beschuß beschädigt. Im Verlauf des Krieges waren an die 200 Brandbomben und 20 Sprengbomben auf Dassendorfer Gebiet gefallen. Sie richteten jedoch keinen besonderen Schaden an.

Heute erinnert nichts mehr an diese unselige Zeit
Im Gegenteil.

In Dassendorf ist mit Wagemut und Weitblick Bewundernswertes geleistet worden.

Man darf auf jeden Fall gespannt sein, wie Dassendorf im Jahre 2034 aussehen wird, wenn die 700 Jahre voll sind. Ob die Koppeln zwischen Siedlung und Dorf dann

bebaut sein werden? Ob die Gemeinde dann aus der Vogelperspektive wie ein „einheitliches Ganzes“ aussehen wird?

Heute zwar kaum vorstellbar, aber im Laufe von 50 Jahren soll sich ja schon so manche Denkungsweise geändert haben....

Zum Wappen auf der Umschlagseite:

Das Dassendorfer Wappen zeigt die Wolfsangel, Hausmarke der Bauernvogtstelle, nachweisbar seit Anfang des 16. Jahrhunderts. Die anderen Gehöfte hatten ebenfalls Hausmarken. Sie traten bei schreibunkundigen Bauern auch an die Stelle der Unterschrift. Die Hausmarke blieb, selbst wenn der Hof den Besitzer wechselte. Entscheidend war in Dassendorf nämlich der Name des Hofes, nicht der des Besitzers. Die drei Eichenblätter auf der linken Seite des Wappens symbolisieren die Waldsiedlung. Auch in den Wappen anderer Gemeinden rund um den Sachsenwald finden sich diese Blätter. Schwarz und Gold sind die Farben der Askanier, die bis 1689 im Herzogtum Lauenburg geherrscht haben.

Dassendorfs Bürgermeister der letzten 100 Jahre:

1882—1924	Johannes Eck
1924—1930	Rudolf Berodt d. Ä.
1930—1939	Heinrich Haack d. Ä.
1939—1945	Heinrich Berodt d. Ä.
1945—1946	Erwin Jahn
1946—1948	Wilhelm Rugenstein
1948—1970	Alfried Otto
1970—1975	Gerhard Brandt
1975—	Christa Höppner

W- w

'V/

> ,

//

. ><' ■

, r<)»v r QtJi/çv

200£ -

Wz '4

*



Im 650. Jahr Dassendorfs
wird das Bürgermeisteramt seit 1975
von einer Frau geleitet.

Frau Christa Höppners Tatkraft
verdanken wir auch diese Chronik.

